

DIE UNIVERSITÄT MÜNCHEN IM DRITTEN REICH
AUFSÄTZE. TEIL II

Herausgegeben von Elisabeth Kraus



Herbert Utz Verlag · München

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE
DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN
für das Universitätsarchiv herausgegeben von
Hans-Michael Körner

Band 4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nach-
drucks, der Entnahme von Abbildungen, der Wiedergabe auf photomechani-
schem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen
bleiben – auch bei nur auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH • 2008

ISBN 978-3-8316-0726-6 (Broschur)
ISBN 978-3-8316-0727-3 (Hardcover)

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 • www.utzverlag.de

Dem Andenken
an den Rektor
der Ludwig-Maximilians-Universität München
(1994–2002)
Prof. Dr. Andreas Heldrich
(1935–2007)
gewidmet

INHALT

EINFÜHRUNG

von Elisabeth Kraus · · · · · 9

ADOLF HITLER ALS HÖRER AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN IM JAHR 1919. ZUM VERHÄLTNIS ZWISCHEN REICHSWEHR UND UNIVERSITÄT

von Othmar Plöckinger · · · · · 13

»KEINE EINDEUTIGE PERSÖNLICHKEIT« – DER »THEATERPROFESSOR« ARTUR KUTSCHER UND DIE THEATERWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

von Andreas Englhart · · · · · 49

DAS PATHOLOGISCHE INSTITUT DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN IN DER ÄRA MAX BORST VON 1910 BIS 1946

von Gregor Babaryka · · · · · 63

DIE POLITISIERUNG DER KUNSTGESCHICHTE UNTER DEM ORDINARIAT VON WILHELM PINDER (1927–1935)

von Daniela Stöppel · · · · · 133

DAS KUNSTHISTORISCHE SEMINAR DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN UND DIE SEKTION (DEUTSCHE) BILDENDE KUNST DER »DEUTSCHEN AKADEMIE ZUR WISSENSCHAFTLICHEN PFLEGE UND ERFORSCHUNG DES DEUTSCHTUMS« – VERBINDUNGEN, ÜBERSCHNEIDUNGEN UND DIFFERENZEN

von Christian Fuhrmeister · · · · · 169

JUDENFORSCHUNG UND JUDENVERFOLGUNG: DIE HABILITATION DES GESCHÄFTSFÜHRERS DER FORSCHUNGSABTEILUNG JUDENFRAGE, WILHELM GRAU, AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN 1937

von Patricia von Papen-Bodek · · · · · 209

DAS INSTITUT FÜR TIERZUCHT DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN IN DER ERSTEN HÄLFTE DES 20. JAHRHUNDERTS

von Veronika Goebel · · · · · 265

NÜTZLICHE NETZWERKE UND »KRIEGSWICHTIGE« FORSCHUNGSPROJEKTE: DIE HANDLUNGSSPIELRÄUME DES CHEMIE-NOBELPREISTRÄGERS HEINRICH WIELAND (1877–1957) IM DRITTEN REICH von Elisabeth Vaupel	331
EIN VERGESSENES KAPITEL DES TRANSATLANTISCHEN PAZIFISMUS – DIE NEW HISTORY SOCIETY (1929–1958) von Karsten Jedlitschka	381
HANS ALFRED GRUNSKY – KURT HUBERS NÄCHSTER FACHKOLLEGE von Wolfgang Huber	389
RICHARD HARDER, KLASSISCHER PHILOLOGE, ERSTER INTERPRET DER FLUGBLÄTTER DER »WEISSEN ROSE«, UND DAS »INSTITUT FÜR INDOGERMANISCHE GEISTESGESCHICHTE« von Gerhard Schott	413
DIE MÜNCHENER UNIVERSITÄTSGESELLSCHAFT VON DER GRÜNDUNG BIS IN DIE NACHKRIEGSZEIT von Maximilian Schreiber	501
THE DENAZIFICATION OF MUNICH UNIVERSITY, 1945–1948 von Stefan Wiecki	519
OLD BOYS NETWORK. DER »VERBAND DER NICHT-AMTIERENDEN (AMTSVERDRÄNGTEN) HOCHSCHULLEHRER« UND SEINE LOBBYPOLITIK IN BAYERN AM BEISPIEL DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN von Karsten Jedlitschka	571
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	615
PERSONENREGISTER	617
AUTORENVERZEICHNIS	623

EINFÜHRUNG

von Elisabeth Kraus

Wie bereits im ersten Aufsatzband wird auch in den folgenden Beiträgen die Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München in der Zeit des Nationalsozialismus auf den drei sie, wie jede andere Universität und in jeder anderen Epoche, konstituierenden Ebenen untersucht: die der Institutionen, der Personen und der Fächer bzw. Disziplinen. Dies geschieht stets eingedenk der zwischen ihnen vorhandenen Interdependenz, wobei einmal ein Institut, ein anderes Mal dessen Direktor oder einziger Ordinarius oder aber auch die Entwicklung eines Faches im Vordergrund stehen kann. Die Gründe für die jeweilige Schwerpunktsetzung und bevorzugte Blickrichtung können in der Quellenlage, in der herausragenden Bedeutung einer Person oder einer Disziplin liegen, in spezifischen Fragestellungen und Erkenntnisinteressen, im Stand der Erforschung, nicht zuletzt auch und durchaus legitimerweise in den persönlichen Neigungen und Kompetenzen eines Autors. Darüber hinaus mag, was in der Regel auch der Fall ist, der Fokus der Betrachtung auch innerhalb eines Beitrages wechseln, etwa wenn ein neuer Fachvertreter an das jeweilige Institut berufen wurde, oder sich die Rahmenbedingungen, sei es nach Kriegsbeginn oder Schließung einer Fakultät, vollständig geändert haben.

Für eine weitere Anzahl von Fächern, Personen und Institutionen liegen nunmehr differenzierte und durchwegs auf einem tragfähigen Fundament ungedruckter, auch gedruckter, etwa aus zeitgenössischen Fachzeitschriften entnommener Quellen und neuester Forschungsliteratur gestützte Antworten auf die zahlreichen in Teil I, dort vor allem dem Forschungsdesign, aufgeworfenen Fragen vor, wie etwa die nach dem Verhalten von Einzelpersonen oder Personenverbänden, von Instituten und Institutionen und der in ihr betriebenen Wissenschaft innerhalb des ungemein breiten Spektrums zwischen Anpassung, ja gar wissenschaftlicher oder parteipolitischer Vorarbeit, und Widerstand. Wie sah es also, das ist auch für die jetzt vorliegenden Beiträge die alles überwölbende, leitende Fragestellung, bei dem einzelnen Institut oder Seminar, dem Hochschullehrer bzw. der einen oder anderen mit der LMU vernetzten Einrichtung konkret aus mit der Gleichschaltung oder gar Selbstgleichschaltung, mit der Indienstnahme oder gar der eigenen Indienstellung für die Zwecke des Regimes, mit Opportunismus und Karrierismus, mit Gleichgültigkeit und Resignation, mit Renitenz und Resistenz, mit Opposition und Aufbegehren? Wie stand es um das Verhältnis von völkisch-rassistisch kontaminierter und wertneutraler Wissenschaft? Anders und sehr verkürzt gefragt: Wie gestaltete sich im Einzelfall die Auseinanderset-

zung zwischen dem Politischen und dem Fachlichen? Worauf lag der Primat bei Promotionen und Habilitationen, bei den Berufungskommissionen, in der Lehre, in der Forschung und im Alltag der Institute? Inwieweit auch war – noch stärker, ja beinahe unzulässig verkürzt gefragt – die Universität München im Nationalsozialismus eine nationalsozialistische Universität?

Trotz der reichhaltigen Befunde im Detail und des insgesamt doch beachtlichen Erkenntnisgewinns ist es noch immer schlechterdings nicht möglich, aus all den Beiträgen beider Aufsatzbände eine Quersumme zu bilden und in bilanzierender Absicht daraus verifizierbare Thesen für die gesamte Universität zu formulieren. Die Repräsentanz der Fallbeispiele mit höchstens der Hälfte der an der Universität München vertretenen Fächer und Disziplinen, die jetzt als untersucht gelten können, ist entschieden zu gering, als dass man sie mit derart hohen Deutungserwartungen konfrontieren und gleichsam auf die andere Hälfte projizieren könnte. Bei aller Disparität von Handlungen und Entscheidungen und auch angesichts der Widersprüchlichkeit und Offenheit vieler Prozesse sei es dennoch gestattet, systematisierende Beobachtungen und vorsichtige Vermutungen anzustellen.

Die Extreme der Verhaltensweisen und Handlungsvarianten von Hochschullehrern, also klare und kämpferische NS-Parteigängerschaft zum einen und offener Widerstand mit massiver Gefährdung sowohl des Regimes wie der eigenen Person zum andern, sind denkbar selten an der LMU auszumachen; sie trafen in eklatanter Weise und mit Wucht ausgerechnet am Philosophischen Seminar und zwar konkret in der Auseinandersetzung zwischen den Fachkollegen Hans Alfred Grunsky und Kurt Huber aufeinander.

Dazwischen existierte eine Fülle von (Re-)Aktionsweisen; hierbei trifft man am ehesten noch auf den Typ des fachlich sehr kompetenten, daher schwerlich angreifbaren und auch kaum zu ersetzenden Wissenschaftlers, der infolgedessen auch nicht zum NS-Parteigänger werden musste, seine fachlichen Nischen pflegen und sein Institut, beispielsweise das für Pathologie, ohne allzu große Einmischung der NS-Stellen weiter leiten konnte, wenn er nur nicht obstruktiv oder renitent wurde, was weder hier noch sonst der Fall war.

Weitaus seltener vertreten, ja nur sehr vereinzelt aufzuspüren sind die ganz wenigen Hochschullehrer und Wissenschaftler, die aufgrund ihrer nationalen wie internationalen Reputation, etwa als Nobelpreisträger für Chemie, nicht nur relativ ungestört ihren wissenschaftlichen Schwerpunkten nachgehen und somit weitgehend uneingeschränkt forschen und lehren konnten, sondern darüber hinaus Freiräume, also Studien-, Forschungs- oder Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten für nonkonforme oder bereits ausgegrenzte Studenten und Mitarbeiter ausgespäht, abgesichert und genutzt haben.

Erstaunlich häufig findet sich somit insgesamt betrachtet die Wahrung des fachlich-wissenschaftlichen Primats, selbst von dem Nationalsozialismus na-

hestehenden Dozenten, vor dem politischen. Natürlich war, mit Blick etwa auf Berufungen, die Kombination aus einem überzeugten, aktiven und nach Möglichkeit auch jungen Nationalsozialisten, der über herausragende fachliche wie didaktische Fähigkeiten verfügte, die Idealbesetzung. In ganz wenigen Einzelfällen traf dies sogar zu. Funktionärstum aber im Allgemeinen und Lagerdienst im Besonderen wurde in der Regel nicht als Ersatz für wissenschaftliche Leistung akzeptiert. Fachliches Können allein wiederum sicherte dagegen bestenfalls, aber immerhin, den Status. Fand sich das Optimale in beider Hinsicht, der fachlich bestens ausgewiesene und politisch nicht nur zuverlässige, sondern kämpferische Nazi, nicht, entschied man sich meist dann doch für den fachlich Besseren, wenn auch die Gründe im Einzelfall höchst unterschiedlich sein konnten und von der Reaktion auf studentische Ablehnung eines fachlich unzulänglichen, nur politisch gut ausgewiesenen Dozenten bis, keineswegs selten, hin zu persönlichen Animositäten selbst zwischen NS-Parteigängern reichten. Und in den wenigen Fällen, wo sich der Primat des Politischen gegen das Fachliche durchsetzte, geschah dies nicht unbedingt durch übereinstimmende Protektion des Kandidaten von Seiten aller in den jeweiligen Berufungsprozess involvierten Einrichtungen von Universität, Staat und Partei.

Ebenso wie im ersten Aufsatzband werden auch hier die Epochenzäsuren 1933 und 1945 nicht übergangen, aber überschritten, und zwar durchaus bewusst, meist, um Kontinuitäten und Diskontinuitäten nachzuspüren. Drei Beiträge sind thematisch naheliegenderweise ohnehin außerhalb des Untersuchungszeitraums angelegt, weil sie entweder das Terrain ausloten wollen, das der Nationalsozialismus an der Universität München 1933 vorgefunden hat, oder weil sie sich mit Fragen der (besatzungs-)behördlichen Entnazifizierungspolitik oder der verbands-induzierten Reintegrationspolitik entlassener Hochschullehrer beschäftigen.

Der in Teil I erhobene Anspruch bleibt über Teil II hinaus zwar weiter bestehen, wird aber nun, nach Auslaufen des Projekts zum Oktober 2006, im ursprünglich vorgesehenen, quantitativen wie qualitativen Rahmen und in absehbarer Zeit nicht mehr eingelöst werden. Dies mag aber auch dadurch verschmerzt werden können, dass zwischenzeitlich zwei weitere Monographien zum Thema, Stephanie Harreckers Untersuchung der Doktorgradentzüge an der Universität München und Max Schreibers Studie über »Führer-Rektor« Waltherr Wüst, erschienen sind, die gleichsam durch die beiden Aufsatzbände eingerahmt werden. Zusätzlich sind zwei während der Laufzeit des Projekts und im Rahmen des Workshops entstandene Qualifikationsschriften, die Dissertation von Petra Umlauf über die Studentinnen an der LMU und die Habilitationsschrift von Veronika Goebel über die Tiermedizinische Fakultät, in Bälde abgeschlossen. Damit liegen dann zwei weitere großflächige Mosaiksteine vor, die das Bild der LMU in der Zeit des Nationalsozialismus vervollständigen helfen.

Dass nun, zwei Jahre nach dem Ende der Projektlaufzeit, dennoch dieser zweite Aufsatzband vorgelegt werden kann, ist dem Wohlwollen und der Unterstützung Vieler zu verdanken, vor allem dem Präsidenten der Universität München, Herrn Prof. Dr. Bernd Huber, sowie dessen Amtsvorgänger, dem dieser Band als Initiator des Forschungsprojekts auch gewidmet ist. Einmal mehr stand das Universitätsarchiv mit seinen Mitarbeitern jederzeit den Auskunft und Akten suchenden Autoren offen, und die Zusammenarbeit mit Reihenherausgeber und Verlag gestaltete sich wiederum in bewährter Manier reibungslos und effizient. Den Autoren, die über die Phase der Verunsicherung angesichts des Projektendes hinweg an der Sache interessiert blieben und unermüdlich, gewissenhaft und engagiert ihre Beiträge vollendeten, gebührt all meine Anerkennung und mein größter Dank.

Elisabeth Kraus

München, im Juni 2008

ADOLF HITLER ALS HÖRER AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN IM JAHR 1919. ZUM VERHÄLTNIS ZWISCHEN REICHSWEHR UND UNIVERSITÄT

von Othmar Plöckinger

EINLEITUNG

Der Schulungskurs, den die Reichswehr im Sommer 1919 an der LMU in München abhielt und an dem Adolf Hitler als Hörer teilnahm, erscheint aus verschiedenen Gründen von Interesse. Er stand zum einen an ideologischen wie politischen Wendepunkten der frühen Nachkriegsgeschichte Bayerns und trug zum anderen in sich den Kern jener Entwicklung, die Hitler zum Führer der künftigen nationalsozialistischen Partei machen sollte.

Hitler selbst beschrieb in *Mein Kampf* die Teilnahme an diesem Kurs als einen wesentlichen Schritt auf seinem Weg, »Politiker zu werden«. Er erhielt in seinem Regiment »den Befehl, an einem ›Kurs‹ teilzunehmen, der für Angehörige der Wehrmacht abgehalten wurde. In ihm sollte der Soldat bestimmte Grundlagen zu staatsbürgerlichem Denken erhalten. Für mich lag der Wert der ganzen Veranstaltung darin, dass ich nun die Möglichkeit erhielt, einige gleich gesinnte Kameraden kennen zu lernen, mit denen ich die augenblickliche Lage gründlich durchzusprechen vermochte.«¹ Blieb Hitler in seinen Ausführungen wie so oft recht vage, so hob er doch zwei Aspekte hervor. Zunächst war da die Begegnung mit Gottfried Feder: »Als ich den ersten Vortrag Gottfried Feders über die ›Brechung der Zinsknechtschaft‹ anhörte, wusste ich sofort, dass es sich hier um eine theoretische Wahrheit handelte, die von immenser Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes werden musste.«² Und er ließ seinem Antisemitismus freien Lauf: »Ich meldete mich eines Tages zur Aussprache. Einer der Teilnehmer glaubte, für die Juden eine Lanze brechen zu müssen, und begann sie in längeren Ausführungen zu verteidigen. Dies reizte mich zu einer Entgegnung. Die weit- aus überwiegende Anzahl der anwesenden Kursteilnehmer stellte sich auf meinen Standpunkt. Das Ergebnis aber war, dass ich wenige Tage später dazu bestimmt

1 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, 464.–468. Aufl., München 1939, 227.

2 Ebd., 232.

wurde, zu einem damaligen Münchener Regiment als so genannter ›Bildungsoffizier‹ einzurücken.«³

Dass manches an den Darstellungen Hitlers korrigiert werden muss, wird im Laufe dieses Beitrages deutlich werden. Wesentlicher ist jedoch, dass Hitler mit diesem Kurs eine Tür in die Politik geöffnet wurde, die ihm als einfachen Gefreiten sonst wohl verschlossen geblieben wäre.⁴

REICHSWEHR UND STUDENTENSCHAFT

Seit Mai 1919 waren Entwicklungen in Bayern eingetreten, die der Reichswehr und den Freikorps ein Agieren möglich machten, das wenige Monate zuvor noch kaum denkbar gewesen wäre. Die Bemühungen um einen Bruch mit dem »Preussischen Militarismus« und um eine Demokratisierung des Heeres, wie sie in den ersten Monaten nach der Revolution im November 1918 angestellt wurden, waren vergeblich gewesen. Nicht zuletzt die blutigen Auseinandersetzungen in Berlin zu Beginn des Jahres 1919 zwischen kommunistischen Aufständischen und der Reichswehr unter dem SPD-Minister Gustav Noske ließen diese Bestrebungen scheitern. Mit dem »Gesetz über die Bildung einer vorläufigen Reichswehr« vom 6. März 1919 sollte zwar eine Reichswehr auf demokratischer Grundlage aufgebaut werden, doch durch die ausdrückliche Bestimmung, dass darin auch die bereits bestehenden Freiwilligenverbände zusammengefasst werden sollten, war die künftige Ausrichtung weitgehend festgelegt, waren doch die Freikorps und ihre Führer meist nationalistischer und monarchistischer Gesinnung.⁵

Die Münchner Räterepublik, die am 7. April 1919 ausgerufen wurde, brachte schließlich auch in Bayern den entscheidenden Umschwung. Lange Zeit hatte die sozialdemokratische Regierung unter Johannes Hoffmann versucht, mit einer möglichst eigenständigen »Volkswehr« auf freiwilliger Basis eine bayerische Sonderlösung durchzusetzen.⁶ Mit der Flucht der Regierung nach Bamberg rückte dieses Ziel in immer weitere Ferne, auch wenn dieser Ansatz mit einem entsprechenden Aufruf an die Bevölkerung am 14. April noch einmal aufgegriffen wurde.⁷ Ein besonderes Auge hatte man dabei auf die Studentenschaft (und Schüler der höheren Klassen) geworfen, ungeachtet der Tatsache, dass der Mör-

3 Ebd., 235.

4 Vgl. Hellmuth Auerbach, Hitlers politische Lehrjahre und die Münchener Gesellschaft 1919–1923, in: VfZ 25 (1977) 5.

5 Vgl. Francis L. Carsten, Reichswehr und Politik, 2. Aufl., Köln/Berlin 1969, 39.

6 Vgl. Diethard Hennig, Johannes Hoffmann. Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident, München 1990, 182.

7 Vgl. Der Freistaat, 1. Jg., Nr. 6, 14. 4. 1919.

»KEINE EINDEUTIGE PERSÖNLICHKEIT« – DER »THEATERPROFESSOR« ARTUR KUTSCHER UND DIE THEATERWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

von Andreas Enghart

Die Theaterwissenschaft ist ein relativ junges Universitätsfach und ein Kind des entstehenden 20. Jahrhunderts. Erste theaterwissenschaftliche Vorlesungen hielt Max Herrmann bereits 1900 in Berlin, ein eigenes Institut bezog das Fach dort jedoch erst 1923, ein planmäßiges Extraordinariat bekam es gar erst 1938 in Köln zugewiesen. An der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) etablierte sich die Theaterwissenschaft 1926 mit der Gründung des Instituts für Theatergeschichte. Damit gehörte es mit Berlin, Köln und Wien zu den traditionellen Instituten, die auch heute noch die größten im deutschsprachigen Raum sind. Herrmann gilt als Gründer der Theaterwissenschaft, weil er das transitorische Untersuchungsobjekt Theater vom Drama emanzipierte und mit Hilfe der überlieferten Quellen wie ein Archäologe zu rekonstruieren versuchte. Somit stellte er das Theater selbst als ästhetisches Werk in den Mittelpunkt, das sich wie das Tafelbild in der Kunstgeschichte untersuchen ließ.¹ Hierbei sollte zur peniblen Erforschung der Quellen die Einfühlung des Forschers in die historischen Theaterereignisse hinzukommen, um diese zu verstehen, so dass sich der Positivismus des 19. Jahrhunderts und die damals innovative geistesgeschichtliche Methode, wie sie Wilhelm Dilthey vertrat, die Waage hielten. Dass zur selben Zeit die historische Avantgarde die »Theatralisierung« des Theaters forderte, ist mentalitäts- und kulturgeschichtlichen Tiefenstrukturen geschuldet; im historisch strengen Sinne lassen sich hingegen kaum direkte Verbindungen zur Theaterwissenschaft nachweisen.

Nachdem Herrmann, der im November 1942 im KZ Theresienstadt umkam, aufgrund seiner jüdischen Herkunft und seiner Methode nach 1933 weltanschaulich nicht mehr opportun erschien, glaubte man in der Folge des sich ausbreitenden Irrationalismus und der Verabschiedung des Positivismus, der Performanz des Untersuchungsobjektes Theater in der wissenschaftlichen Rezeption mit einer »intuitiven Wesensschau« begegnen zu können.² Diese diente als Grundlage einer

1 Max Herrmann, *Forschungen zur Deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance*, Berlin 1914.

2 Vgl. Stefan Corssen, *Max Herrmann und die Anfänge der Theaterwissenschaft*, Tübingen 1998.

»lebenswissenschaftlichen« Umdeutung in Richtung einer völkischen und rassistischen Theaterwissenschaft. So hat Heinz Kindermann als Germanist die geistesgeschichtliche Methode zur völkischen Literaturwissenschaft entwickelt und diesen Ansatz Anfang der 1940er Jahre auf die Theaterwissenschaft übertragen.

Von Beginn an waren für die Theaterwissenschaft als neu zu etablierendes Fach zwei Grenzen besonders relevant: Einerseits ging das Fach methodisch und personell aus der Germanistik hervor, was nicht weiter verwundert, wenn man an die Abhängigkeit des traditionellen Theaters von dramatischen Texten denkt; hier hatte man sich gegenüber der philologischen »Übermacht« zu emanzipieren, was bis heute anhaltende Berührungängste der Theaterwissenschaft zur Germanistik erklärt. Andererseits changierte die Theaterwissenschaft zwischen wissenschaftlicher Profession und praxisbezogener Ausbildung, wobei im deutschsprachigen Raum im Gegensatz zu den angelsächsischen »Drama Departments« der Schwerpunkt in der universitären Wissenschaft blieb. Als Ausbildungsstudiengang für Dramaturgie, Regie und Intendanz – gar als »Theaterbeamter« –, zudem für die Kulturkritik und später auch für die anderen Medien verstand sich das Fach jedoch von vornherein. Und so kam es, dass weniger die Universitäten als vielmehr die an einer kulturpolitischen Kontrolle und linientreuen Ausbildung der zukünftigen Medienschaffenden interessierten Nationalsozialisten der Theaterwissenschaft in Berlin, Köln, Wien und München zu einem etablierten Status im Fächerkanon verhalfen. Auch als methodisch anschlussfähig an die Ideologie des Nationalsozialismus erwies sich die Theaterwissenschaft, hatte sie doch in Abgrenzung vom Logos als »Kern der Philologie« den »Mimus« im Sinne der mimischen Äußerung als anthropologische Konstante in den Vordergrund geschoben. Da sich dieser als nationales und rassisches Merkmal gut eignete, gab es Versuche, eine deutsche Theaterwissenschaft aus dem »Mimus« und davon abgeleitet aus den »germanischen Kultspielen« zu begründen.³ Daneben galt es, in einem »ganzheitlichen« Ansatz das »Wesen« und die »organische Lebensform« als »Gemeinschaftsarbeit« und »Gemeinschaftsempfang« zu erkennen, was sogar zu einer eigenen Theatergattung, dem von Carl Niessen proklamierten, letztlich aber erfolglosen nationalsozialistischen »Thingspiel« führte.⁴

Die Geschichte des Faches hat also zwei Seiten: eine helle, gern gezeigte, die Max Herrmann als Person und dessen Methode an den Anfang setzt, sowie eine dunkle, die den Aufstieg und die Eigenständigkeit als Universitätsfach in den

3 Vgl. v.a. Robert Stumpf, *Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas*, Berlin 1936. Er bezieht sich, wie auch Carl Niessen und Artur Kutscher, auf Hermann Reich, *Der Mimus, ein literar-entwicklungsgeschichtlicher Versuch*, 1,1 und 1,2, Berlin 1903.

4 Carl Niessen, *Thing-Plätze als Spielstätten der Nation*, in: *Blätter der Staatsoper*, Dresden 1933/34, 97–104; Ders., *400 Thing-Plätze*, in: *Kölnische Illustrierte Zeitung*, Nr. 9, 1934 v. 3.3. 1934, 204 f. und 211.

DAS PATHOLOGISCHE INSTITUT DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN IN DER ÄRA MAX BORST VON 1910 BIS 1946

von Gregor Babaryka

DIE PATHOLOGIE ALS GRUNDLAGENFACH DER WISSENSCHAFTLICHEN MEDIZIN

Die Pathologie befasst sich mit den kausalen und formalen Mechanismen der Krankheitsentstehung und des Krankheitsverlaufes, die pathologische Anatomie mit der morphologischen, zunächst makroskopischen, mit bloßem Auge, und dann v.a. mit der histologischen bzw. mikroskopischen Untersuchung und Begutachtung von meist krankhaft veränderten Geweben.¹ Pathologie bedeutet wörtlich die Lehre von den Leiden; sie beinhaltet die »Lehre von den Krankheitserscheinungen und -veränderungen«² und ist oft von der Nosologie, der eigentlichen Lehre von den Krankheiten, nicht scharf zu trennen. Den Begriff des Pathos bzw. der Pathologie hatte Galen (129–ca. 200 n. Chr.) in die medizinische Literatur eingeführt,³ und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich der Ausdruck im Besonderen für eine medizinisch-akademische Disziplin, die allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, eingebürgert und ist im folgenden so zu verstehen. Als erste Universität im deutschsprachigen Raum hatte die Universität Wien 1844 einen Lehrstuhl für Pathologie eingerichtet, gefolgt von Würzburg im Jahre 1845. Der Münchener Lehrstuhl für Pathologie wurde 1859 gegründet, und seit 1967 gibt es einen weiteren Lehrstuhl für Pathologie an der TU München.

Mit den Methoden der Naturwissenschaften hatte man seit den 1840er Jahren einen neuen Typus der Medizin begründet. Den alten Dogmen und Systemen wurde der Krieg erklärt, und die neue wissenschaftliche Methode war die einzige, die man anerkennen wollte: Empirie statt Spekulation, das Überprüfen von Theesen im Experiment und in der Praxis, das Formulieren von nachprüfbaren Gesetzmäßigkeiten und ihre praktische Anwendung in der Therapie. Es ist dies der viel zitierte, begrifflich allerdings auch kritisierte zweite »Paradigmenwechsel« der Medizingeschichte gewesen, der »Konzeptwandel«, von »der naturphilosophisch

1 Dieser Aufsatz ist dem Andenken an meine liebe Doktormutter, Frau Prof. Dr. Juliane C. Wilmanns (1945–2008), gewidmet. »Si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam, satis est.« (Petrarca: De vera sapientia)

2 Hans Schadewaldt, Ein Beitrag zur Geschichte des Wortes »Pathologie«, in: Zentralblatt für Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie 89 (1952) 185–190, 185.

3 Ebd., 185.

inspirierten Heilkunde zur naturwissenschaftlichen Iatrotechnik«.⁴ Einen fundamentalen Anteil an der Gestaltung dieses Konzeptwandels der Medizin hatte die Pathologie, allen voran ihr bis heute bedeutendster Vertreter, Rudolf Virchow (1821–1902), der Wegbereiter der wissenschaftlichen Medizin schlechthin. In den 1850er Jahren forderte Virchow eine »Cellularpathologie als Grundlage der medicinischen Anschauung«. Der mikroskopischen, der physikalischen und der chemischen Anschauung sollten dabei »allergrößte Bedeutung« zukommen.⁵ Der Sitz des Lebens wie der Krankheit ist nach Virchow die Zelle und »die Krankheit hat keine andere Einheit als das Leben«.⁶ Der Krankheitsbegriff änderte sich mit der Zellularpathologie und der pathologischen Physiologie also grundlegend: die Krankheit ist kein rein individuelles Problem mehr, wie bei den Hippokratikern, keine selbständige Wesenheit mehr, keine Entität, die im Körper des Menschen ein Eigenleben führt, wie bei den Naturhistorikern, sondern ein körpereigener Prozess, der – aus welchen Gründen auch immer – verkehrt abläuft oder eine Abwehrreaktion des Körpers gegen ein von außen her einwirkendes Agens.⁷ Das »zellularpathologische Prinzip«, dem zufolge der Sitz der Krankheit letztlich die Zelle ist, hat sich mit seinen Konsequenzen durchgesetzt und bis heute Gültigkeit. Auch die später noch zitierte Prophezeiung von einer Molekularpathologie, als Weiterentwicklung und Ergänzung der Zellularpathologie, hat sich erfüllt.

Der Pathologe ist kein Rechtsmediziner, wenn sich das auch noch nicht unter allen Kriminalautoren herumgesprochen hat! Die Pathologie ist ein klinisch-theoretisches Fach, und der Schwerpunkt der diagnostischen wie auch der wissenschaftlichen Tätigkeit in der Pathologie hat sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts ganz entschieden vom toten zum lebenden Menschen hin verlagert, von der Autopsie zur Biopsie. Viel mehr noch als an dem stetigen Rückgang der klinischen Autopsien liegt das am Anstieg des Materialaufkommens in der bioptischen Diagnostik. In Deutschland wird nahezu jedes Gewebe, das einem lebenden Menschen ärztlich entnommen wird, pathologisch-anatomisch, also hauptsächlich mikroskopisch, untersucht. Es kann sich dabei um Operationspräparate unterschiedlichster Größe handeln, ganze Gliedmaßen, um diagnostische Probenentnahmen von u. U. nur wenigen Millimetern Größe aus praktisch allen Organen, um Flüssigkeits-Punktate, um Ausstrich- oder Abstrichpräparate. Wichtiger Bestandteil der täglichen Tätigkeit in der Pathologie ist darüber hinaus die intraoperative

4 Axel W. Bauer, Die Formierung der Pathologischen Anatomie als naturwissenschaftliche Disziplin und ihre Institutionalisierung an den deutschsprachigen Universitäten im 19. Jahrhundert, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 10 (1992) 315–330, 325.

5 Rudolf Virchow, Cellular-Pathologie, in: Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin 8 (1855) 3–39.

6 Rudolf Virchow, Alter und neuer Vitalismus, in: ebd., 9 (1856) 3–55, 54.

7 Emanuel Berghoff, Entwicklungsgeschichte des Krankheitsbegriffs, Wien 1947, 148 ff.

DIE POLITISIERUNG DER KUNSTGESCHICHTE UNTER DEM ORDINARIAT VON WILHELM PINDER (1927–1935)

von Daniela Stöppel

Eine Betrachtung der universitären Kunstgeschichte in München¹ ist für die NS-Zeit untrennbar verbunden mit der Person Wilhelm Pinders, der zwischen 1927 und 1935 den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Universität München innehatte. Eine Beschäftigung mit seiner Persönlichkeit wirft dabei insbesondere Fragen nach Kontinuitäten in Pinders Wirken von der späten Weimarer Republik zu den Anfangsjahren des »Dritten Reiches« auf: Wie agierte Pinder im München der Zwischenkriegszeit, in dessen aufgeheiztem Klima sich der Aufstieg Hitlers und der NSDAP vollzog, und welche Haltung nahm Pinder gegenüber dem Nationalsozialismus ab 1933 ein? Inwieweit trug Pinder zur allgemeinen Politisierung des Kunst- und Wissenschaftsdiskurses bei, der 1928 beispielsweise in die Gründung des »Kampfbunds für Deutsche Kultur« und später zur Stilisierung Münchens zur »Hauptstadt der deutschen Kunst« mündete? Zu fragen ist dabei insbesondere nach der Funktion seiner zahlreichen Vorträge und Vorlesungen innerhalb der öffentlichen Meinungsbildung über Kunst und Kultur dieser Zeit.

PINDERS WELTANSCHAULICHE PRÄGUNG UND WERDEGANG

Wilhelm Pinder, 1878 in Kassel geboren und 1903 in Leipzig bei August Schmarsow in Kunstgeschichte promoviert, kann als früher Vertreter einer dezidiert national ausgerichteten deutschen Kunstgeschichte gelten.² Erforschung, Vermittlung und Rehabilitation deutscher Kunst waren für Pinder bereits seit den Jahren ab etwa 1910 erklärte Ziele seiner kunstgeschichtlichen Tätigkeit. Pinder glich damit, wie andere Kunsthistoriker dieser Zeit, nicht nur ein gefühltes Vakuum in der

1 Vgl. allgemein zur Geschichte des Münchner Instituts für Kunstgeschichte (im Folgenden IKG): Sybille Dürr, Zur Geschichte des Faches Kunstgeschichte an der Universität München, München 1993; Katrin Meier-Wohlt, Das Kunsthistorische Seminar der Universität München zur Zeit des Nationalsozialismus, in: Nikola Doll/Christian Fuhrmeister/Michael Sprenger (Hgg.): Kunstgeschichte im Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte einer Wissenschaft zwischen 1930 und 1950, Weimar 2005, 85–97.

2 Zu Person und Werdegang Pinders vgl. u.a. Marlite Halbertsma, Wilhelm Pinder und die Deutsche Kunstgeschichte, Worms 1992 [niederl. 1985]; Peter Betthausen, Pinder, Wilhelm, in: Metzler Kunsthistoriker Lexikon, Stuttgart 1999, 309–312.

Kunstgeschichte aus, die sich lange Zeit vornehmlich der italienischen Kunst zugewandt und die nordalpine Kunst als dieser nachgeordnet betrachtet hatte, sondern entsprach mit einer stärkeren nationalen Verpflichtung der Kunstgeschichte den allgemeinen Politisierungs- und Patriotisierungstendenzen des frühen 20. Jahrhunderts. Pinder gehörte insbesondere durch seine Initiative bei der Gründung der »Blauen Bücher«, einer populären Reihe, die einem breiten Publikum die deutsche Kunst auf allgemein verständlicher Basis näherbringen sollte, zu den Wegbereitern einer deutschen Kunstgeschichte mit nationalem Auftrag. Aufgestachelt durch den Ersten Weltkrieg, wurde eine deutsch-national ausgerichtete Perspektive in der Kunstgeschichte allgemein gängig: So machte sich bereits 1914 der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft in einem Aufruf dafür stark, vermehrt Professuren und Lehraufträge für Deutsche Kunstgeschichte einzurichten,³ und die durch die Bombardierung von Reims provozierte Äußerung des bedeutenden französischen Kunsthistorikers Emile Mâles, »Der deutsche Künstler hat nie schaffen können, er hat immer nur nachzuahmen gewußt«⁴, heizte die Debatte weiter auf. Die Indienstnahme der deutschen Kunst für patriotische und nationale Zwecke wurde nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg nicht nur fortgeführt, sondern unter dem Druck des Versailler Vertrags verstanden es viele Vertreter der deutschen Kunstgeschichte regelrecht als ihre nationale Pflicht, nicht nur die Ebenbürtigkeit der deutschen Kunst mit der italienischen oder französischen herauszustellen, sondern deren grundsätzliche Eigenständigkeit, wenn nicht Überlegenheit zu proklamieren. Dieser durch die historischen Umstände begünstigte übersteigerte Nationalismus paarte sich dabei besonders in Deutschland mit neoromantischen Vorstellungen von der Wiedergewinnung einer authentisch-deutschen Kunst sowie mit kulturellen Erneuerungsgedanken, wie diese schon um 1900 in Jugendstil und Lebensreform, häufig durchsetzt von völkischem Gedankengut, gefordert worden waren.⁵

Wilhelm Pinders Nationalismus wie auch seine Forderung nach einer ganzheitlichen Gegenwartskultur entsprachen damit dem Denken großer Teile der akademischen Kunsthistorikerschaft, die um 1900 weltanschaulich und politisch

3 Vgl. Dürr (wie Anm. 1) 61. In dem Aufruf hieß es unter anderem: »Es wird heute niemand mehr daran zweifeln, daß die Theorien falsch waren, denen gemäß der deutschen Kunst eine geringere Bedeutung beizumessen wäre, als der Kunst anderer Länder und Völker, und so entfällt jeder Grund, warum die Geschichte der deutschen Kunst an den deutschen Universitäten vernachlässigt werden sollte, wogegen im Gegenteil viele Gründe ihre weitgehende Pflege unumgänglich notwendig machen«: »Förderung der Erforschung der deutschen Kunst durch den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft« (28.4.1914), in: UAM, Y-XVII-18, Bd. 7, zitiert nach GKNS-WEL (<http://www.welib.de/gknsapp/displayDetails.do?id=4%3A4%3Agknsbase180495>, 10.02.2008).

4 Vgl. zu der Debatte um Emile Mâles Äußerung Volker Gebhardt, *Das Deutsche in der deutschen Kunst*, Köln 2004, 12 ff.

5 Vgl. dazu Eva-Maria Kaffanke, *Der deutsche Heiland. Christusbildungen um 1900 im Kontext der völkischen Bewegung*, Frankfurt a.M. 2001.

DAS KUNSTHISTORISCHE SEMINAR DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN UND DIE SEKTION (DEUTSCHE) BILDENDE KUNST DER »DEUTSCHEN AKADEMIE ZUR WISSENSCHAFTLICHEN PFLEGE UND ERFORSCHUNG DES DEUTSCHTUMS« – VERBINDUNGEN, ÜBERSCHNEIDUNGEN UND DIFFERENZEN

von Christian Fuhrmeister

FRAGESTELLUNG UND ZIELSETZUNG

Im Zentrum dieses Beitrags^{*} stehen personelle Verbindungslinien und inhaltliche Überschneidungen, Ergänzungen und Parallelen, aber auch Differenzen zwischen kunsthistorischer Akademiesektion und Hochschulseminar. Der größte Unterschied ist banal und liegt offen zutage: Die »Deutsche Akademie« (DA) war, was die wissenschaftlichen Abteilungen betrifft, keine Institution der Lehre und Ausbildung, sondern eine Forschungsstätte und, verstärkt ab 1941, ein Instrument der nationalsozialistischen Kulturpropaganda, während die Betreuung der Studentinnen und Studenten im kunsthistorischen Seminar – damals wie heute – Kapazitäten band und selbständige Forschung nur in engen Grenzen erlaubte.

Dieser Beitrag hat zwei Ziele. Zum einen versucht er, soweit die schlechte Quellenlage dies erlaubt, exemplarisch die Wechselbeziehungen zwischen Universität und außeruniversitärer Forschungseinrichtung zu dokumentieren.¹ Andererseits

^{*} Dieser Beitrag überschneidet sich streckenweise mit meinem kürzlich erschienenen Aufsatz: Die Sektion Bildende Kunst der Deutschen Akademie 1925–1945. Ein Desiderat der Fachgeschichte, in: Ruth Heftrig/Olaf Peters/Barbara Schellewald (Hgg.), Kunstgeschichte im »Dritten Reich«. Theorien, Methoden, Praktiken, Berlin 2008, 312–334. Während dort erstmals einige grundlegende Informationen zum Selbstverständnis, zum kulturpolitischen Forschungsprofil und zur Propagandafunktion der kunsthistorischen Abteilung der »Deutschen Akademie zur wissenschaftlichen Pflege und Erforschung des Deutschtums, München« (im Folgenden: DA) gegeben wurden, geht es hier konkret um die Beziehung zwischen den beiden zentralen kunsthistorischen Institutionen in der »Hauptstadt der Deutschen Kunst« – so der offizielle Titel Münchens seit Oktober 1933; bekanntlich erhielt die Stadt das zweite Epitheton »Hauptstadt der Bewegung« erst 1935. Während dort die kunsthistorische Sektion der DA hinsichtlich ihrer Relevanz für die Disziplingeschichte behandelt wurde, steht hier eine vergleichende institutionsgeschichtliche Perspektive im Vordergrund.

¹ Vgl. die ähnlich angelegte Studie von Susanne Adlberger, Nützliche Kooperation – Die Juristische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität und die Akademie für Deutsches Recht, in: Elisabeth Kraus (Hg.), Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze, Teil I, München 2006, 405–430.

sollen insbesondere die fachwissenschaftlichen, politischen und ideologischen Dimensionen dieser Beziehung herausgearbeitet und analysiert werden: Kann die kunstgeschichtliche Sektion der DA als »verlängerter Arm« des Seminars bezeichnet werden, oder übte umgekehrt die Sektion einen gewissen Anpassungsdruck auf das universitäre Institut, seine fachliche und personelle Ausrichtung aus? Wo gab es Friktionen und Probleme, wo funktionierte die Zusammenarbeit nahezu reibungslos? Wer erscheint zu welchem Zeitpunkt als Impulsgeber – oder lässt sich von einer echten Interdependenz und gegenseitiger Befruchtung sprechen? Wie wurden außerwissenschaftliche Vorgaben jeweils umgesetzt? Was genau geschah hier und dort, als – vermeintlich objektive – wissenschaftliche Kriterien auf kultur- und geopolitische Hegemonialvorstellungen des Nationalsozialismus trafen? Und was können wir aus diesem Fallbeispiel einerseits über die Hochschul- und Wissenschaftspolitik des Nationalsozialismus, andererseits über die Nutzbarmachung der Disziplin Kunstgeschichte für die Ziele der nationalsozialistischen Weltanschauung lernen? Muss man möglicherweise sogar von einer freiwilligen Indienstellung der Kunsthistoriker, ja einer partiellen Kongruenz von Fachwissenschaft und Ideologie ausgehen?

ZUR QUELLENLAGE

Die Quellenlage bildet zwar eine fast unüberwindlich scheinende Hürde für die Erreichung dieser Forschungsziele, doch die wenigen Archivalien enthalten gleichwohl genügend Anhaltspunkte für eine zumindest vorläufige Beantwortung dieser Fragen. Tatsache ist jedenfalls, dass die einschlägigen Archive, allen voran das Bundesarchiv, nur Fragmente und Splitter verwahren. So enthält der umfangreiche, vermeintlich aussagekräftige Bestand R 51 (Deutsche Akademie) im Bundesarchiv fast ausschließlich nur zwei Arten von Quellen: Einerseits Haushaltspläne und Budgetvorschläge, andererseits Unterlagen zur Arbeit und zum Personal der Auslandssektorate. Die verschiedenen wissenschaftlichen Abteilungen der DA, ihre Forschungsvorhaben und Dokumentationskampagnen, ihre Aufgaben, Aufträge und Ergebnisse, die teils beständige, teils wechselnde personelle Zusammensetzung, etc., sind demgegenüber so gut wie gar nicht dokumentiert. Diese qualitativ höherwertigen, inhaltlichen Aspekte sind nur verstreut und gewissermaßen zwischen den Zeilen in einzelnen Akten unterschiedlicher Bestände des Bundesarchivs überliefert.²

2 Vor allem diese Bestände enthalten Unterlagen zur DA: R 2 (Reichsfinanzministerium), R 55 (Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda – im Folgenden RMVP), R 63 (Südost-europa-Gesellschaft e.V. in Wien), R 901 (Auswärtiges Amt), R 4901 (Reichsministerium für Wis-

JUDENFORSCHUNG UND JUDENVERFOLGUNG: DIE HABILITATION DES GESCHÄFTSFÜHRERS DER FORSCHUNGSABTEILUNG JUDENFRAGE, WILHELM GRAU, AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN 1937

von Patricia von Papen-Bodek

DIE ERÖFFNUNG DER FORSCHUNGSABTEILUNG JUDENFRAGE

Der Bericht des Völkischen Beobachters über die feierliche Eröffnung der Forschungsabteilung Judenfrage am 19. November 1936¹ in der Großen Aula der Universität München erinnert eher an ein hohes Kirchenfest als an ein akademisches Ereignis: »Vor der Universität hatte ein Ehrensturm des Studentenbundes Aufstellung genommen. Durch ein doppeltes Spalier gelangten die Gäste zur eindrucksvoll geschmückten Großen Aula, deren Empore lange vor Beginn von Studenten dicht gedrängt besetzt war. Kurz nach 11 Uhr marschierten die Fahnen der nationalsozialistischen Studenten ein, begrüßt von der festlichen Versammlung. Es folgte der Einzug der Ehrengäste, an der Spitze der Stellvertreter des Führers mit dem Präsidenten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Professor Walter Frank, und dem Präsidenten der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Professor Karl Alexander von Müller [...]. Die lange Kolonne der Vertreter des Staates, der Partei und der hohen Würdenträger der deutschen Wissenschaft in ihren Ornaten bot ein farbenfreudiges Bild von starker Einprägbarkeit. Die Suite in g-Moll von Johann Sebastian Bach eröffnete den Festakt. Nachdem die letzten Akkorde verklungen waren, betrat Professor Karl Alexander von Müller das mit Fahnentuch verkleidete Rednerpult, vor dem die Insignien der Ludwig-Maximilians-Universität München aufgelegt waren.«² Das obere Foto im Text zeigt von Müller hinter dem mit der Hakenkreuzfahne drapierten

1 Die Forschungsabteilung wurde bereits am 1.2.1936 gegründet.

2 Vgl. Deutsche Wissenschaft und Judenfrage, in: Völkischer Beobachter Nr. 325 vom 20.11.1936 und Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland, Stuttgart 1966, 416 ff; s. a. »Deutsche Wissenschaft und Judenfrage. Eröffnung der Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands in München«, in: Fränkischer Kurier Nr. 323 vom 21. November 1936 und »A zsidókérdés-kutató intézet ünnepélyes megnyitása Münchenben« Esti Ujsag/Budapest vom 24. November 1936.

Rednerpult³ bei seiner Begrüßung der Ehrengäste: den Stellvertreter des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, Ministerpräsident Siebert, Staatssekretär Hofmann in Vertretung von Reichsstatthalter von Epp, den niedersächsischen Ministerpräsidenten Klagges, den Kommandierenden General von Reichenau als Vertreter des Reichskriegsministers, SS-Oberführer Dr. Stepp als Vertreter des Reichsführers SS, Ministerialdirektor Professor Vahlen und Professor Engel als Vertreter des Reichswissenschaftsministers, Staatsrat Boepple als Leiter der bayerischen Unterrichtsverwaltung, Ministerialrat Lösener als Vertreter des Reichsinnenministers, SS-Standartenführer Dr. Kinkelin als Vertreter des Reichsbauernführers, SS-Brigadeführer Taubert als Vertreter des Reichsführers SS, den Reichsamtseiler des NS-Dozentenbundes, Ministerialrat Professor Dr. Schultze, Reichsstudentenbundführer Scheel, Reichsamtseiler Dr. Troß, den kulturpolitischen Referenten im Stab des Stellvertreters des Führers Schulte-Strathaus, Professor Langsdorff, den Auslandspressechef der NSDAP Dr. Hanfstaengl, den Dichter E.G. Kolbenheyer, die Vertreter der Universitäten Berlin, Heidelberg, Frankfurt, Tübingen, Jena, Erlangen, Gießen und der Technischen Hochschule München und den Vertreter der »Hauptstadt der Bewegung« Bürgermeister Dr. Tempel. Die traditionell liturgisch anmutenden Elemente dieser Feier mit dem prozessionsähnlichen Einzug der politischen und akademischen Eliten, die andachtsvollen Reden und der musikalische Rahmen des Münchner Kammerorchesters unter der Leitung von Jakob Trapp galten nicht der Errichtung eines gewöhnlichen akademischen Instituts. Sie verkündeten ein neues totalitäres Zeitalter, installierten eine neue Ideologie. Die Eröffnung war daher ein Ereignis nationaler und, wie Frank und Grau bereits 1936 prognostizierten, internationaler Tragweite, sie war ein Staatsakt.⁴ Während Frank seinem ehemaligen Doktorvater von Müller die »wissenschaftliche Oberleitung« der Forschungsabteilung übertrug, übernahm der 26jährige Forschungsbeauftragte und Mitglied des Sachverständigenbeirats des Reichsinstituts,⁵ Wilhelm Grau, den von Müller an Frank vermittelt hatte, die Geschäftsführung.

In den vermutlich bereinigten Akten des Akademischen Senats der Universität

3 Die liturgischen Farben rot (für Märtyrer) und weiß/gold (für hohe Feiertage) sind auch Teil der Hakenkreuzfahne.

4 Graus Prüfer Arnold Oskar Meyer hielt die Gründung für ein »wissenschaftliches und nationales Erfordernis«; vgl. sein Gutachten vom 16.3.1936; in: Universitätsarchiv München (UAM), 0-VII-103.

5 Die Zusammensetzung des Münchner Sachverständigenbeirats ist nachzulesen in: Patricia von Papen, »Scholarly«. Antisemitism during the Third Reich. The Reichsinstitut's Research on the »Jewish Question«, 1935–1945, PhD Columbia University 1999, 70f.; aus München selbst gehörten ihm an: Rudolf Buttmann, der Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek; der Teilnehmer am Hitler-Putsch Ottokar Lorenz, Johannes Heckel, der Münchner Staats- und Kirchenrechtler und Bruder des Bischofs, und der Philosoph Hans Grunsky, dem Walter Frank im Mai 1937 einen Münchner Lehrstuhl verschaffte.

DAS INSTITUT FÜR TIERZUCHT DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN IN DER ERSTEN HÄLFTE DES 20. JAHRHUNDERTS

von Veronika Goebel

Eine den Ansprüchen einer modernen Universitätsgeschichte der NS-Zeit verpflichtete Fakultätsgeschichte hat neben den institutionen- und personenbezogenen auch die disziplin- und fächergeschichtlichen Entwicklungen zu berücksichtigen. Folgender Beitrag beruht hauptsächlich auf den Akten aus den einschlägigen Beständen des Universitätsarchivs München und des Bayerischen Hauptstaatsarchivs sowie gedruckten Quellen in Gestalt von Artikeln in zeitgenössischen Fachzeitschriften. Da die Schilderung des Instituts für Tierzucht immer wieder auf bestimmte Fachbegriffe aus der Tierzucht Bezug nimmt, werden vorab kurz die allgemeinen Veränderungen auf diesem Gebiet in den Jahren kurz vor und nach 1933 dargestellt.

ZIELE UND ENTWICKLUNG DER TIERZUCHT UNTER DEM EINFLUSS DER NATIONALSOZIALISTISCHEN POLITIK

Das Ziel war eindeutig und wurde bereits 1930 folgendermaßen formuliert: »Die Notwendigkeit ein 60 Millionenvolk möglichst mit Inlandserzeugnissen zu ernähren, hat in Deutschland längst gelehrt auf extreme Geschmacksforderungen in der Züchtung zu Gunsten einer Leistungssteigerung zu verzichten«. Dazu beurteilte man nicht nur Merkmale, die äußerlich feststellbar waren, z.B. Mast- und Kraftleistung, sondern bewertete auch physiologische Parameter wie Milchergiebigkeit, Legefrequenz oder Fruchtbarkeit mittels Leistungsprüfungen. Voraussetzung war »die Schaffung ebenmäßiger Körper« und einer »robusten Konstitution«.¹ Fritz Stockklausner, der spätere Professor für Tierzucht an der Münchener Tierärztlichen Fakultät, stellte im Dezember 1933 fest, dass »Landwirtschaft und Tierzucht von grundlegenden und umstürzenden Änderungen betroffen werden. [...] Die wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung des Dritten Reiches haben sich bis jetzt in erster Linie mit der Landwirtschaft befaßt. [...] Das bisherige individualistische Recht des Bauern, mit seinem Grund und Boden

1 H[ans] F[riedrich] Krallinger, Leistung und Formmerkmale unter dem Gesichtspunkt der neuzeitlichen Vererbungsforschung an Haustieren, in: Züchtungskunde V (1930) 379–389.

nach seinem Belieben zu wirtschaften, mußte dem höheren Rechte weichen, das Grund und Boden der Allgemeinheit, dem ganzen Volke zuweist«. Die einzelnen Betriebszweige, Ackerbau, Tierzucht und Futterbau bekämen »teils neue und besondere wirtschaftliche Aufgaben zugewiesen, teils werden alte, schon bisher bestehende Aufgaben mit besonderer Schärfe herausgehoben«. Dem Tierarzt liege dabei die Tierzucht, der »noch gewaltige Aufgaben im Interesse der deutschen Volkswirtschaft bevorstehen«, am nächsten.² Da man die Bedeutung der Wissenschaft für die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion, deren Jahresbruttowert man 1932 mit 13 Milliarden Mark bezifferte, erkannt hatte, wurde die Forschung auf dem Gebiet der Tierzucht teilweise sogar von der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft«³ gefördert. Darunter fielen diverse systematische Untersuchungen der 1927 von Wilhelm Zorn (s.u.) gegründeten und 1933 »im Zuge der neuen Zeit« aufgelösten »Arbeitsgemeinschaft der deutschen Tierzuchtinstitute an Hochschulen und Forschungsanstalten«.⁴ Das Spektrum reichte von Forschungen über die Bedeutung der Inzucht, die Prüfung bestimmter Gebrauchskreuzungen bis hin zu einem Projekt, das die systematische Auswertung der Herdbücher männlicher Zuchttiere für die Schweine- und Geflügelzucht auf »erbgesunde und erbkrankte Blutlinien« zum Ziel hatte.⁵ Die Erkenntnisse aus

2 Stockklausner bezifferte der Wert der Tierbestände Deutschlands auf sechs bis sieben Milliarden RM und den Wert der tierischen Erzeugung von Milch und Schweinefleisch auf jährlich 3,5 Milliarden RM, der damit den Wert der Förderung des gesamten deutschen Bergbaues um das 1½ fache übersteige. Auf der anderen Seite müsse für die Einfuhr tierischer Erzeugnisse aus dem Ausland jährlich ein Betrag von 406 Millionen RM aufgewendet werden. Die Sicherstellung der Ernährung der deutschen Bevölkerung und die Unabhängigkeit vom Ausland sollte durch eine Steigerung der tierischen Produktion erreicht werden. Eng damit verbunden war eine Umstellung der Fütterungsart und des Futteranbaues; vgl. [Fritz] Stockklausner, Die Aufgabe der Tierzucht unter den neuen Wirtschaftsverhältnissen, in: Münchener Tierärztliche Wochenschrift 5 (1934) 49–54.

3 Die im Jahr 1920 gegründete »Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft«, die Vorläuferorganisation der Deutschen Forschungsgemeinschaft, förderte Gemeinschaftsarbeiten technischer und naturwissenschaftlicher Fächer »im Bereich der nationalen Wirtschaft, der Volksgesundheit und des Volkswohls« mit einem starken Anwendungsbezug, vgl. Margit Szöllösi-Janze, Geschichte der außeruniversitären Forschung in Deutschland, in: Christian Flämig u. a. (Hgg.), Handbuch des Wissenschaftsrechts, Bd. 2, Berlin 1996, 1201–1219.

4 Wilhelm Zorn, Die Geschichte der Landwirtschafts-Wissenschaft in Schlesien, Würzburg 1964, 50; Prof. Zorn galt im Jahr 1933 als politisch so unzuverlässig, dass man ihm den Vorsitz in der von ihm selbst gegründeten Arbeitsgemeinschaft der deutschen Tierzuchtinstitute nahm, vgl. StAla, Spruchkammer Vilsbiburg 2307 Zorn Wilhelm.

5 Die Forschungsbereiche waren unterteilt in Eigenschaftsforschung, Leistungsprüfungen und Beurteilungslehre, Vererbungslehre, Variation und Variabilität bestimmter Zuchten sowie die Nebengebiete. Als besonders unterstützenswert wurden Forschungen auf dem Gebiet der Futterverwertung und der Nutzleistungen der Haustiere wie z. B. Fruchtbarkeit, Wachstum und Frühreife, Milch-, Arbeits- und Fleischleistung sowie Leistung der Haut- und Haardecke hervorgehoben. Für Vererbungsversuche und erbanalytische Studien strebte man einen Ausbau des Herdbuchwesens und der Aufzeichnungen der Zuchtbücher in der Landestierzucht an. Besonders herausragende Zuchttiere sollten dann zu Versuchen herangezogen werden, vgl. Wilhelm Zorn, Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Heft 26 Tierzuchtforschung, Berlin

NÜTZLICHE NETZWERKE UND »KRIEGSWICHTIGE« FORSCHUNGSPROJEKTE: DIE HANDLUNGSSPIELRÄUME DES CHEMIE-NOBELPREISTRÄGERS HEINRICH WIELAND (1877–1957) IM DRITTEN REICH

von Elisabeth Vaupel

AUSHÄNGESCHILD DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN

Im Herbst 1925 hatte Heinrich Wieland (1877–1957) den Lehrstuhl für Chemie an der Ludwig-Maximilians-Universität München von seinem aus verschiedenen Gründen – unter anderem aus Protest gegen antisemitische Tendenzen an der Universität – zurückgetretenen Kollegen Richard Willstätter (1872–1942) übernommen.¹ Wieland, der bei seiner Berufung nach München zum Geheimrat ernannt wurde, gehörte wie Willstätter und Adolf Windaus (1876–1959)² zu den herausragenden deutschen Naturstoffchemikern im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts.³ Zusammen mit »Exzellenz« Emil Fischer (1852–1919) in Berlin, waren Wieland, Willstätter und Windaus die vier großen, jeweils mit einem Nobelpreis ausgezeichneten Chemiker, die Deutschlands damaligen Weltruf auf dem Ge-

1 Freddy Litten, Der Rücktritt Richard Willstätters 1924/25 und seine Hintergründe. Ein Münchener Universitätskandal?, München 1999; Richard Willstätter, Aus meinem Leben. Von Arbeit, Muße und Freunden, Weinheim 1949.

2 Karl Dimroth, Adolf Windaus (1876–1959), in: Chemie in unserer Zeit 10 (1976) 175–179.

3 Zu Wielands wissenschaftlichem Lebenswerk vgl.: Rolf Huisgen, Heinrich Wieland – 80 Jahre. Zum 4.6.1957, in: Die Naturwissenschaften 44 (1957) 317 f.; Paul Karrer, Heinrich Wieland (1877–1957), in: Biographical Memoirs of Fellows of the Royal Society, Bd. 4, London 1958, 341–349; Georg von Hevesy, Gedenkworte für Heinrich Wieland, in: Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Reden und Gedenkworte 3 (1958/59), Heidelberg 1959, 13–18; Rudolf Pummerer, Heinrich Wieland, in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Bd. 2: Naturwissenschaften, München 1959, 192–209; Rolf Huisgen, Heinrich Wieland als Mensch und Lehrer, in: Angewandte Chemie 71 (1959) 5 f.; Bernhard Witkop, Erinnerungen an Heinrich Wieland (1877–1957), in: Liebigs Annalen der Chemie (1992) I-XXXII; Hildegard Hamm-Brücher, Heinrich Wieland – Ein aufrechter Dissident. Wissenschaft und Zivilcourage, in: Chemie in unserer Zeit 37 (2004) 422–425; Rolf Huisgen, Ein wissenschaftlicher Universalist, in: Nachrichten aus der Chemie 55 (2007) 1083–1087; Rolf Huisgen / Christian Remenyi, Jahre mit Heinrich Wieland, in: Nachrichten aus der Chemie 55 (2007) 1088 f.; Elisabeth Vaupel, Vernetzungen und Freiräume: Heinrich Wieland (1877–1957) und seine Zeit, in: Angewandte Chemie 119 (2007) 9314–9338.

biet der Naturstoffchemie begründeten, einem Forschungsgebiet, das zwischen Organischer Chemie, Pharmazeutischer Chemie und Biochemie anzusiedeln ist. Als Chemie-Nobelpreisträger des Jahres 1927⁴ war Wieland ein national und international bekannter und anerkannter Wissenschaftler, dessen Münchner Institut besonders in den Jahren zwischen Nobelpreisverleihung und Kriegsbeginn (1939) zum Anziehungspunkt einer großen Schar in- und ausländischer Studenten und Wissenschaftler wurde, vornehmlich aus England, Japan und den USA.⁵ Etliche Wieland-Schüler – im Nachruf seines Schülers Franz Gottwalt Fischer (1902–1960) wird von insgesamt knapp 600 gesprochen⁶ – wurden später angesehene Wissenschaftler, Lehrstuhlinhaber oder Industriechemiker, auch außerhalb Deutschlands. München und die LMU konnten und können stolz auf ihr in der Gemeinschaft der Chemiker bis heute bekanntes, durch Auszeichnungen vielfach geehrtes »Aushängeschild« Heinrich Wieland sein.

Wieland ist aber auch wegen seines couragierten, von menschlichem Anstand geprägten Verhaltens in den Jahren zwischen 1933 und 1945 eine Zierde der Universität. Es wurde bereits mehrfach gewürdigt, wie er sich seit 1940, als die nationalsozialistische Hochschulpolitik zunehmend die – in Sprache und Verständnis der Nationalsozialisten – »halbjüdischen« Studenten auszugrenzen begann, geschickt und erfolgreich dafür einsetzte, dass eine beachtliche Zahl von Studenten und Mitarbeitern aus dieser Personengruppe an seinem Institut weiterstudieren und -arbeiten konnte.⁷ Wieland war mit dieser Haltung eine absolute Ausnahme unter den Professoren, denn die große Majorität aller »halbjüdischen« Studenten, die während des Krieges überhaupt an der Ludwig-Maximilians-Universität weiterstudieren durften, befand sich an dem von ihm geleiteten chemischen Institut. Allerdings muss – und das ist in der Vergangenheit nicht deutlich genug geschehen – auch betont werden, dass die »halbjüdischen« Doktoranden und bereits promovierten Mitarbeiter, die zwischen 1940 und 1945 dort arbeiteten, nicht alle zu Wielands eigenem Arbeitskreis gehörten, sondern in vielen Fällen in den Arbeitsgruppen loyaler Institutskollegen untergekommen waren. Wieland konnte

4 Gulbrand Lunde, The 1927 and 1928 Nobel Chemistry Prize Winners, Wieland and Windaus, in: *Journal of Chemical Education* 7 (1930) 1763–1771.

5 Vgl. UAM, Y-IV-4, Wieland an Bayer, Ministerium für Unterricht und Kultus (KM) vom 17.2.1930: »Es meht sich in den letzten Semestern der Zustrom wissenschaftlich vorgerückter Gäste aus dem Ausland, namentlich aus England, Amerika und Japan. Da mir ein erhebliches Interesse zu bestehen scheint, derartige Beziehungen zum Ausland zu unterhalten, so nehme ich im allgemeinen Ausländer, die mir besonders gut empfohlen sind, in dem Maße in das Laboratorium auf, als dadurch keine Nachteile für die deutschen Studenten sich ergeben.«

6 Franz Gottwalt Fischer, Heinrich Wieland (4.6.1877–5.8.1957), in: *Jahrbuch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften* 1959, München 1959, 160–170, hier 168.

7 Gerda Freise/Hildegard Hamm-Brücher, Chemiker im Gespräch: Erinnerungen an Heinrich Wieland, in: *Chemie in unserer Zeit* 11 (1977) 143–149; Marie-Luise Schultze-Jahn, »... und ihr Geist lebt trotzdem weiter!«. Widerstand im Zeichen der Weißen Rose, Berlin 2003.

EIN VERGESSENES KAPITEL DES TRANSATLANTISCHEN PAZIFISMUS – DIE NEW HISTORY SOCIETY (1929–1958)

von Karsten Jedlitschka

Ende Oktober des Jahres 1936 erhielt der Münchner Historiker Karl Alexander von Müller, Dekan der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU), ein Päckchen aus New York. Absender war die New History Society. Der Inhalt schien dem Wissenschaftler, der sich bereits früh auf den Boden der Nationalsozialistischen Revolution gestellt hatte und deshalb auch als »Aushängeschild des Dritten Reiches«¹ bezeichnet worden ist, ausgesprochen suspekt.² Die Sendung verdiene, so schrieb er umgehend an den Rektor der LMU, die »Aufmerksamkeit der politischen Behörden«. Denn »nach der Art der Anschrift und Absendung sind diese Druckschriften offenbar in größerer Anzahl nach Deutschland geschickt worden, sind also Teil einer feindlichen Propaganda, jüdischer Herkunft und vermutlich letzten Endes bolschewistischer Tendenz, welche versucht, in Deutschland einzudringen!«³

Es ist nicht überliefert, welche Schritte der Rektor unternahm, um der Angelegenheit auf den Grund zu gehen oder ob er die Sendung, fünf Druckblätter und das Anschreiben, tatsächlich an die Polizei weiterleitete. Im Archiv der Universität ließ sich dazu nichts finden. Auch die Druckschriften fehlen. Aber die Reaktion von Müllers macht neugierig. Umso mehr, als von dieser New History Society bislang nichts bekannt ist, obgleich die Rolle von Wissenschaften und Universitäten im »Dritten Reich« seit einigen Jahren intensiv erforscht wird.⁴ Was hat es

1 Karen Schönwälder, »Lehrmeisterin der Völker und der Jugend«. Historiker als politische Kommentatoren 1933 bis 1945, in: Peter Schöttler (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft* 1918–1945, Frankfurt a.M. 1997, 128–165, hier 140.

2 Zu Karl Alexander von Müller (1882–1964) siehe Karsten Jedlitschka, *Wissenschaft und Politik. Der Fall des Münchner Historikers Ulrich Crämer (1907–1992)*, Berlin 2006, 107 ff., 343 ff., 397; Ferdinand Kramer, *Der Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte von 1917 bis 1977*, in: Wilhelm Volkert/Walter Ziegler (Hgg.), *Im Dienst der Bayerischen Geschichte. 70 Jahre Kommission für bayerische Landesgeschichte und 50 Jahre Institut für bayerische Geschichte*, München 2. Aufl. 1999, 351–406, hier 365 ff.

3 BayHStA, Nachlass Karl Alexander von Müller (NL v. Müller) 395, von Müller an Rektor Universität München vom 29.10.1936.

4 Siehe stellvertretend für die Vielzahl der Studien die neuesten Darstellungen zu den Universitäten Berlin, Heidelberg und München: *Die Berliner Universität in der NS-Zeit. Band I: Strukturen und Personen*, herausgegeben von Christoph Jahr unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt, Band II: *Fachbereiche und Fakultäten, herausgegeben von Rüdiger vom Bruch unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt*, Wiesbaden 2005; *Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus*, hrsg. v. Wolf-

HANS ALFRED GRUNSKY – KURT HUBERS

NÄCHSTER FACHKOLLEGE

von Wolfgang Huber

1942 beginnt die Münchner Studentengruppe »Weiße Rose« Flugblätter unter Volk zu bringen, in denen sie zu passivem Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime aufruft. Die Studenten treffen sich unter anderem in der Vorlesung eines ihrer Professoren, Prof. Kurt Huber. Er lehrte Philosophie und hielt in jenem Wintersemester 1942/43 eine Hauptvorlesung »Systematische Einführung in die Philosophie«, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 10–11 Uhr. Circa 250 Studierende drängten sich in den zu kleinen Hörsaal. Die Studenten der »Weißen Rose« besuchten seine Vorlesungen nicht etwa deshalb, weil es ihnen ihr Lehrplan vorgeschrieben hätte; sie waren Mediziner, die in eine philosophische Vorlesung gingen. Sie taten es in einer Art »Abstimmung mit den Füßen«. Sie mieden die nationalsozialistischen Professoren und hörten Huber, weil sie dort zu hören bekamen, was sie auch hören wollten: versteckte Kritik am Regime, an der Jugenderziehung und vor allem an der allgegenwärtigen und zutiefst verlogenen Propaganda. Gegen Ende 1942 wurde Kurt Huber, der ohnehin schon einer der geistigen Mentoren der Gruppe war, in die Flugblattaktionen eingeweiht, danach fügte er dem fünften Flugblatt politisch wichtige Passagen hinzu, und nach der Niederlage von Stalingrad verfasste er selbst das letzte Flugblatt, das die Gruppe verteilte. Es war das aggressivste und für Hitler wohl auch das beleidigendste der Flugblätter.

Huber hatte eine Familie mit zwei Kindern; er war 50 Jahre alt und damit doppelt so alt wie seine Studenten. Wie kommt so ein Mann dazu, an den Aktionen der »Weißen Rose« teilzunehmen, wo er sich doch besser als die jungen Studenten ausrechnen kann, was für dramatische Folgen sein Handeln für ihn, aber auch für seine Familie haben kann? Wer Huber und seine Studenten näher verstehen will, findet eines der Motive für den Widerstand im universitären Umfeld. Die Philosophische Fakultät war kein Hort der NS-Weltanschauung, noch waren die Professoren in ihrer Gesamtheit gläubige Nationalsozialisten. Wie sehr aber Intrigen, Beziehungen und Denunziation eine entscheidende Rolle spielten, wie die Partei in diesem Fall letztlich erfolglos versuchte, Einfluss auf die Hochschule auszuüben, sei an Hubers nächstem Fachkollegen, Hans Alfred Grunsky, exemplarisch beleuchtet¹.

¹ Zu Grunsky vgl. Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland, Stuttgart 1966, 450 f., 483–495, 1027–1029, und Claudia Schorcht, Philosophie an den

Hans Alfred Grunsky (1902–1988) war Antisemit schon in der zweiten Generation. Sein Vater, der Musikhistoriker Karl Grunsky, der sich beachtliche, bleibende Verdienste um die Bruckner-Rezeption erworben hat², arbeitete auch über Richard Wagner³, den er samt oder gar wegen dessen militantem Antisemitismus – man vgl. nur Wagners »Vom Judentum in der Musik« – zutiefst verehrte. Als Plattform für seinen Antisemitismus wählte er vor allem die von ihm herausgegebene Zeitschrift »Der Aufschwung«, die im »Verlag für Nationalsozialistisches Schrifttum« erschien. Wagnerkult und Antisemitismus haben sich auf den Sohn vererbt, dem es gelungen ist, in die Bayreuther Welt einzudringen und die persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mit Houston Steward Chamberlain zu erlangen. Dessen rassistisches Gedankengut hat Grunsky nachhaltig geprägt.

Der Förderung Chamberlains verdankte er es, dass ihm 1924 die Ehre zu Teil wurde, den »Bayreuther Festspielführer« schreiben zu dürfen. 1925 steht im Festspielführer sein Aufsatz »Was uns Houston Steward Chamberlain bedeutet«. Seine rassistische Deutung der Nibelungen hätte wohl auch tadellos in das Gedankengut Richard Wagners gepasst. Die Nibelungen verkörpern das hässliche Volk der Juden voll von Geldsucht und Machttrieb, gegen das der Ariergott Wotan den Lichtheld Siegfried ins Feld führt⁴. Einer der Höhepunkte seines wissenschaftlichen Schaffens ist seine Schrift »Wagner und Hitler« (1933). Während für Grunsky die Bayreuther Welt seine geistige Heimat bildete, war Huber kein besonderer Verehrer Wagners; zum Leidwesen seiner Frau ist er bei einer Münchener Tannhäuser-Aufführung eingeschlafen.

Seine Verbindung zu Bayreuth hatte Grunsky viel genützt, vor allem seit ein anderer großer Sohn Bayreuths auf dem Höhepunkt seiner steilen NS-Karriere angekommen war: Hans Schemm, 1891 in Bayreuth geboren, Volksschullehrer, »alter Kämpfer« gegen die Räterepublik, NSDAP-Mitglied, Ortsgruppenleiter in Bayreuth, 1928 Mitglied des bayerischen Landtags und Gauleiter von Oberfranken, später Gauleiter der Bayerischen Ostmark, 1929 Fraktionsführer der NSDAP in Bayreuth. Dietrich von Hildebrand berichtet sogar, er sei als Schullehrer wegen Trunkenheit vom Dienst suspendiert worden.⁵ 1929 gründet Schemm den Nationalsozialistischen Lehrerbund, errichtet in der Nähe des Festspielhauses das »Haus der deutschen Erzieher« und macht Bayreuth zum Zentrum des nationalsozialistischen Lehrerverbandswesens. Er ist einer jener wortgewandten Intellek-

bayerischen Universitäten 1933–1945, Erlangen 1990, 141–152.

2 Vgl. Richard Schaal, Karl Grunsky, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 5, Kassel 1986, Bd. 990.

3 Vgl. beispielsweise die Schrift: Richard Wagner und die Juden, München 1920.

4 Joachim Köhler, Wagners Hitler – Der Prophet und sein Vollstrecker, München 1997, 287.

5 Dietrich von Hildebrand, Memoiren und Aufsätze gegen den Nationalsozialismus 1933–1938, hg. v. Ernst Wenisch, Mainz 1994, 45.

RICHARD HARDER, KLASSISCHER PHILOLOGE, ERSTER INTERPRET DER FLUGBLÄTTER DER »WEISSEN ROSE«, UND DAS »INSTITUT FÜR INDOGERMANISCHE GEISTESGESCHICHTE«

von Gerhard Schott

Die hier vorgelegte Abhandlung¹ über die Rolle des Klassischen Philologen Richard Harder als Beauftragter des Reichsleiters Alfred Rosenberg für den Aufbau eines Instituts für Indogermanische Geistesgeschichte in München im Zweiten Weltkrieg wurde provoziert durch die späte Beachtung zweier Gutachten von der Hand Harders zu den Flugblättern der Weissen Rose vom Februar 1943. Diese Dokumente, verwahrt als Teil der Prozessakten im ehemaligen Bundesarchiv-Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten, sind der weitläufigen Weisse-Rose-Forschung bis zur Wiedervereinigung unbekannt geblieben; danach gibt es nur knappe Hinweise auf sie. Harder hat eine substantielle, der gewohnten philologischen Methode verpflichtete Interpretation der literarisch fassbaren Flugblatt-Texte abgeliefert, nicht ohne deren politische Zielsetzung abzulehnen, Studenten und Bürgerschaft zum Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur zu mobilisieren. Die Akteure des NS-Regimes hatten sich von ihm sachverständige Amtshilfe zur Aufklärung der möglichen Urheber und ihres Hintergrundes erwartet.

Die Untersuchung will dazu beitragen, aus dem Lebensschicksal Harders² heraus einen Weg zum Verstehen seines doppelbödigen Urteils in jener ungewöhnlichen Auftragsarbeit zu finden: Diese fällt zunächst nur als Nebenprodukt einer offenbar impulsiv eingegangenen – heute befremdend anmutenden – neuen beruflichen Verpflichtung im weltanschaulich gesteuerten Amt Rosenberg auf.

An die Rekapitulation der studentischen Flugblattaktionen, deren Rezeptions-

1 Mein Dank gilt, außer den in den Anmerkungen Genannten, im Umkreis der Weissen Rose vor allem Anneliese Knoop-Graf, Lilo Fürst-Ramdohr und Michael Kaufmann (Weisse Rose Institut e.V.); den Zugang zur Biographie Richard Harders erleichterten seine Töchter Christine Harder und Taalke Margaret Walter, und den zu seinem Nachlass Dr. Sigrid von Moisy (Bayerische Staatsbibliothek, München); weiterhin danke ich Prof. Manfred Hose (Institut für Klassische Philologie der Universität München) für Informationen zur Rezensionszeitschrift *Gnomon*, sowie meinem Sohn Reinmar für die kritische Durchsicht des Manuskripts in einem frühen Stadium.

2 Zur historiographischen Methode für die Einschätzung des »individuellen Wirkens und Verhaltens« deutscher Wissenschaftler, insbesondere der Althistoriker, im Dritten Reich siehe besonders Karl Christ, *Klios Wandlungen*, München 2006, 58 und 93 f.

geschichte nunmehr – mit der Einlassung Harders – bereits kurz vor den Hinrichtungen einsetzt, schließt sich ein Abriss der Biographie Harders bis zum Wechsel von seinem Kieler Lehrstuhl nach München 1940. Besonderes Gewicht liegt hier auf der kritischen Diskussion seiner Publikationen von 1933 und 1934.

Notwendigerweise wird anschließend Harders Münchener Phase in seiner Doppelrolle als Institutsleiter im Amt Rosenberg während des Zweiten Weltkrieges und als zugleich weiter lehrender Professor für Klassische Altertumswissenschaft an der Universität München ausführlich darzustellen sein. Dazu gehört ein Vergleich des rassenkundlich unterlegten Forschungsprogramms Harders mit parallelen Denkansätzen anderer Altertumswissenschaftler. Mitten in diesen Zeitraum fallen die Gutachten zu den Flugschriften; sie bedürfen einer spezifischen Ausdeutung.

Die Nachzeichnung von Harders Refugium in Possenhofen am Starnberger See, von der Entlassung 1945 bis zur Wiederberufung nach Münster 1952, gibt Zeugnis vom Versuch seiner eigenen Rechtfertigung im Verlauf des Entnazifizierungsverfahrens, aber auch seines Ringens um selbstkritisches Eingestehen des Paktierens mit dem Nationalsozialismus.

In der wieder auflebenden Korrespondenz findet er allmählich zu den alten Freunden und Kollegen zurück. Deren Urteile werden dem Resümee der Quellenbefunde gegenübergestellt und einer abschließenden Bewertung unterzogen.³

WEISSE ROSE

Richard Harder beginnt seine beiden Gutachten zu den Flugblättern der Weissen Rose, die er kurz vor der Verhaftung von Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 in der Universität München auf Veranlassung der Gestapo angefertigt hat, mit unverhohlener Bewunderung: »Die beiden Machwerke zeigen ein aussergewöhnlich hohes Niveau. Es spricht ein Mensch, der die deutsche Sprache vollendet meistert«.⁴

Im Sommer des dritten Kriegsjahres 1942 entstanden die »Flugblätter der

3 Die Darstellung der Biographie Harders, insbesondere des Lebensabschnitts von 1940 bis 1952, beruht auf einer zusammenhängenden Auswertung des von Harders Schüler Walter Marg nur intern gesichteten Nachlasses, der nach der Übergabe durch die beiden Töchter an die Bayerische Staatsbibliothek von dieser für die vorliegende Arbeit 2002 freigegeben worden ist, sowie der bisher ungenutzten Personalakten im Bayerischen Hauptstaatsarchiv und im Archiv der Universität München. Die korrespondierenden Akten des Amtes Rosenberg zu Harders Institut hat bereits Volker Losemann in seiner Dissertation 1975 ausgeschöpft. Zur Dokumentation der Quellen siehe unten.

4 Das erste Gutachten vom 17.2.1943 betrifft die beiden letzten Flugblätter vom Januar/Februar 1943; das zweite, am 18. Februar verfasste, die Flugblätter I-IV vom Juni/Juli 1942; vollständiger Textabdruck und Dokumentation siehe Anhang Nr. 2.

DIE MÜNCHENER UNIVERSITÄTSGESELLSCHAFT VON DER GRÜNDUNG BIS IN DIE NACHKRIEGSZEIT

von Maximilian Schreiber

DIE GRÜNDUNG DER MÜNCHENER UNIVERSITÄTSGESELLSCHAFT 1922

Ende Juni 1922 feierte die Ludwig-Maximilians-Universität München ihr 450-jähriges Bestehen.¹ Der damalige Rektor Erich von Drygalski – seit 1906 Ordinarius für Geographie und international bekannt durch die Leitung zahlreicher Arktis- und Antarktisexpeditionen – betonte in seiner Festrede, dass »in dem Druck der Zeit und bei der Not der Studentenschaft« zu einem Fest eigentlich die Freude fehle: »Die deutschen Hochschulen ringen um ihren Bestand und mit ihren Studenten um die Zukunft der Nation.«² Denn die finanzielle Not des Staates führe zu Beschränkungen im universitären Betrieb.

Als einen der wenigen Lichtblicke in dieser schwierigen Zeit bezeichnete Drygalski die Gründung einer Münchener Universitätsgesellschaft, deren Zweck es sei, »der Universität bei ihren Aufgaben beratend zur Seite zu stehen und die Mittel finden zu helfen, um sie zu lösen.«³

Gründungen von Universitätsfördervereinen hatte es in Deutschland schon während des Ersten Weltkrieges gegeben, als deutlich wurde, dass die staatlichen Behörden weder in der Gegenwart noch in der näheren Zukunft in der Lage sein würden, Forschung und Lehre aufrechtzuerhalten oder gar auszubauen. Besonders in der wirtschaftlich schwierigen Nachkriegs- und Inflationszeit wurde diese staatliche Unzulänglichkeit durch den starken Anstieg der Studierendenzahlen – nach 1918 drängten sich wegen des Ersten Weltkrieges mehrere Jahrgänge an den Universitäten – und die damit verbundene drastische Raumnot sowie den Lehrer- und Ausstattungsmangel deutlich. Um die Universität von nichtstaatlicher Seite finanziell zu unterstützen, konstituierte sich 1917 etwa die Akademische Vereinigung in Halle-Wittenberg. 1918 folgten ähnliche Vereinigungen in Erlan-

1 Siehe dazu Maximilian Schreiber, Die Ludwig-Maximilians-Universität und ihre Jubiläumsfeiern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze. Teil I, hg. v. Elisabeth Kraus, München 2006, 479–504, 479–485.

2 Erich von Drygalski, Zeitfragen der Universität. Rede zum 450jährigen Jubiläum der Ludwig-Maximilians-Universität München, München 1922, 2. Zu Drygalski: Cornelia Lüdecke, Die deutsche Polarforschung seit der Jahrhundertwende und der Einfluß Erich von Drygalskis, Bremerhaven 1995, 140 ff.

3 Ebd., 20.

gen, Gießen, Bonn und Schleswig-Holstein, und zu Beginn der 1920er Jahre kam es zur Gründung von Universitätsgesellschaften in Heidelberg, Jena und eben in München.⁴

Erich von Drygalski hatte die Gründung einer Universitätsgesellschaft in München mit Bedacht schon einige Wochen vor den Jubiläumsveranstaltungen betrieben. Er wollte der neuen Fördervereinigung nämlich gleich für ihr erstes Auftreten ein öffentlichkeitswirksames Forum zur Präsentation und damit zur Mitgliederwerbung geben. Zum Zweck der Gründung hatte sich der Rektor an frühere Angehörige der Universität sowie an eine Reihe wichtiger Wirtschaftsvertreter gewandt. Die Resonanz war ermutigend. Daher wurde ein vorbereitender Ausschuss ins Leben gerufen, der aus Professoren und Persönlichkeiten der Wirtschaft und des öffentlichen Lebens bestand.⁵ Auf besonderes Interesse stieß die Initiative bei der 1880 gegründeten Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, die sich zu einem weit reichenden Engagement bereit erklärte. Bis zum heutigen Tag ist die Universitätsgesellschaft eng mit dem Münchener Unternehmen verbunden, was sich auch darin zeigt, dass der Erste Vorsitzende der Universitätsgesellschaft immer ein Mitglied des Vorstandes der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft ist.

Am 16. Juni 1922 fand im Auditorium Maximum der Ludwig-Maximilians-Universität die offizielle Gründungsveranstaltung der »Gesellschaft von Freunden und Förderern der Universität München (Münchener Universitätsgesellschaft) e. V.«, wie die Münchener Universitätsgesellschaft offiziell heißt, statt. Persönlichkeiten aus Politik, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft kamen an diesem Abend zusammen, über 100 Personen und Firmen traten der Universitätsgesellschaft bei. Von Seiten der Politik erschienen der bayerische Ministerpräsident Hugo Graf von Lerchenfeld, Kultusminister Franz Matt sowie Münchens Bürgermeister Eduard Schmid. Zu den Vertretern der Wirtschaft zählten unter anderem der Präsident der Handelskammer, Josef Pschorr, das geschäftsführende Präsidialmitglied des Bayerischen Industriellenverbandes, Dr. Alfred Kuhlo, der Generaldirektor der MAN, Anton Ritter von Rieppel und der Direktor der Bayerischen Handelsbank, Wilhelm Freiherr von Pechmann. Als Vertreter des öffentlichen Lebens schlossen sich etwa Dr. Michael Ritter von Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, sowie Thomas Mann und Ricarda Huch der Universitätsgesellschaft an.

4 Bisher vorhandene Literatur zur Münchener Universitätsgesellschaft: Detlev Schneidawind, Die Münchener Universitätsgesellschaft: Im Fördern spitze, in: Die Ludwig-Maximilians-Universität, hrsg. von der Ludwig-Maximilians-Universität, 2. Aufl., München 2001, 152–155 und Walther Meuschel, 50 Jahre Münchener Universitätsgesellschaft, Sonderausgabe zum Geschäftsbericht 1972; zeitgenössisch: Wilhelm Kißkalt, Die Münchener Universitätsgesellschaft, Sonderbeilage der Münchener Neuesten Nachrichten (MNN) zum Universitäts-Jubiläum am 26./27. November 1926, 4.

5 UAM, Sen 763/4, Liste der Mitglieder des vorbereitenden Ausschusses.

THE DENAZIFICATION OF MUNICH UNIVERSITY, 1945–1948*

von Stefan Wiecki

After the occupation of southern Germany by US forces in April 1945, one of General Dwight D. Eisenhower's first measures as US Military Governor was to close down all universities in the American zone of occupation. The main American objective in regard to German higher education was to cleanse German universities of all Nazi influences and turn them into multipliers of democracy.¹ Two offices of Military Government (OMGUS) shared this formidable task: the Education and Religious Affairs Branch (E&RA) saw to the "revival of the existing educational system,"² while Special Branch (SpBr) carried out denazification. The political purge of the German universities sought to eliminate Nazis from positions of influence who could potentially undermine the future German development towards democracy.³ Special Branch targeted above all the German professors who had instilled their students with Nazi values and had legitimized the Nazi regime and its ideology through their support and research.⁴ The American Military Government believed that the expulsion of Nazis from the teaching staff of universities would foster the democratization of the student body, and with it of the country as a whole.⁵ OMGUS wanted to complete the denazification of the universities at the "earliest possible date" and then to fill the teaching positions with competent non-Nazis.⁶ As time was pressing, Special Branch carried out the political purge without regard to the future functionality of the universities. As the cleansing of the institutions took priority, E&RA faced an uphill struggle in its attempt to rebuild German higher education with few resources and even less authority to influence policy decisions during the early years of the occupa-

* Auf eine Übersetzung dieses Artikels wurde ebenso verzichtet wie auf die Anpassung des in den USA im Bereich der Geschichtswissenschaft üblichen »Chicago citation style« an die hierzulande gängigen und insbesondere für die diesem Band zugrundegelegten Richtlinien für die Gestaltung der Anmerkungen.

1 For a comparison between the three Western occupation zones see Corinne Defrance, *Les Alliés Occidentaux Et les universités allemandes 1945–1949*, Paris 2000.

2 James F. Tent, *Mission on the Rhine: Reeducation and Denazification in American-Occupied Germany*, Chicago 1983, 40.

3 Hans Loeser, Interview by the Author (Boston, MA: 8/10/2006).

4 Tent, *Mission on the Rhine*, 51.

5 OMGUS 390/47/32/4-5, b. 1, Reports 1948, report, E&RA to director IA&C, 10 June 1947.

6 OMGUS 390/47/32/4-5, b. 8, Special Reports, report, E&RA, 2 July 1945.

tion.⁷ While OMGUS had corrected this imbalance by 1948, the question remains whether denazification had by then already failed and the window of opportunity to reform the German educational system had passed.

Some historians have found merit in the US approach to purge and reform German universities.⁸ The American historian Gordon Craig, for example, holds German professors responsible for the rise and functioning of the Hitler regime. Without their removal from their teaching positions, he argues, a democratization of German society would have been impossible.⁹ The majority of historians, however, see the American denazification process as far less successful.¹⁰ Steven P. Remy, for example, does not dispute Craig's condemnation of the German professors as willing collaborators of the Nazi regime, but he disagrees with him about the effectiveness of denazification. Remy claims in his study of Heidelberg University that the professors managed to avoid questions about their Nazi past by successfully establishing the "myth" that they had remained "apolitical" and untainted by Nazi ideology during the Third Reich.¹¹ The author points out that this myth was worse than a lie. In fact, the majority of Heidelberg professors had willingly subscribed to the Nazis' "German spirit,"¹² an ideology that included extreme nationalism, anti-Semitism, and the rejection of objectivity in scholarship.¹³ Remy concludes that the denazification of Heidelberg University had clearly failed. American officers were overwhelmed by the enormous task and the Cold War cut the measure short, allowing Nazi professors to remain in their positions.¹⁴ The general implications of Remy's study point towards a broad continuity of anti-democratic sentiments among German professors and a restoration of the pre-1933 structures of German academia in post-WWII Germany.

According to other critical historians, denazification was not the only occu-

7 Tent, *Mission on the Rhine*, 41.

8 See for example Roderick Stackelberg, *Hitler's Germany: Origins, Interpretations, Legacies*, New York 1999, 239.

9 Gordon A. Craig, *The Germans*, New York 1982, 170–89.

10 See for example Tent, *Mission on the Rhine*, 107f, Tom Bower, *The Pledge Betrayed: America and Britain and the Denazification of Postwar Germany*, Garden City 1982, 168, Reinhold Billstein, *Neubeginn ohne Neuordnung: Dokumente und Materialien zur politischen Weichenstellung in den Westzonen nach 1945*, Köln 1984, 231.

11 Steven Paul Remy, *The Heidelberg Myth: The Nazification and Denazification of a German University*, Cambridge 2002, 135.

12 Mitchell G. Ash points out correctly that Remy's definition of the "German spirit" is rather vague. See Mitchell G. Ash, "Review of Steven P. Remy, *The Heidelberg Myth: The Nazification and Denazification of a German University*," *H-German, H-Net Reviews* (October, 2003), <http://www.h-net.org/reviews/showrev.cgi?path=253691068096701>.

13 Remy, *The Heidelberg Myth: The Nazification and Denazification of a German University*, 107f.

14 Ibid., 243.

OLD BOYS NETWORK.
DER »VERBAND DER NICHT-AMTIERENDEN
(AMTSVERDRÄNGTEN) HOCHSCHULLEHRER«
UND SEINE LOBBYPOLITIK IN BAYERN
AM BEISPIEL DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN*

von Karsten Jedlitschka

Im Zuge der Entnazifizierung waren auch an der Münchner Universität eine große Zahl von Universitätsangehörigen entlassen worden. So mussten an der Philosophischen Fakultät, die von den Maßnahmen am stärksten betroffenen war, 86 von 96 Angehörigen ihren Hut nehmen.¹ Dass diese Entlassungen und die sich anschließenden Spruchkammerverfahren in der Öffentlichkeit wenig beliebt, rasch angefeindet und bald in breiten Kreisen abgelehnt wurden, ist seit langem bekannt. Als Folge dieses Klimas degenerierte die von der amerikanischen Besatzungsmacht mit besten Vorsätzen angeschobene Entnazifizierung zur »Mitläuferfabrik«, politisch Belasteten wurde nur zu gern Verständnis entgegengebracht.² Zwischen »Kalem Krieg und Capri-Sonne«³ schufen Wirtschaftswunder, Wohlstand und Westintegration die Basis für vergangenheitspolitische Schlussstriche. Selbst hohe Entscheidungsträger aus Verwaltung und SS erhielten nach wenigen Jahren eine neue Chance. So konnte beispielsweise der SS-Obergruppenführer Werner Best, früher in leitender Stellung am Reichssicherheitshauptamt tätig, nach relativ kurzer Internierungszeit rasch zum Justitiar der Firma »Hugo Stinnes« aufsteigen. Der ehemalige »Gegnerforscher« des SD, SS-Brigadeführer Franz Alfred Six, in Nürnberg zu 20 Jahren Haft verurteilt, jedoch bereits nach vier Jah-

* Die Basis der folgenden Darstellung bilden die entsprechenden Kapitel meiner Münchner Dissertation, die um einige Aspekte erweitert wurden: Karsten Jedlitschka, *Wissenschaft und Politik. Der Fall des Münchner Historikers Ulrich Crämer (1907–1992)*, Berlin 2006, v. a. 252–291.

1 Ursula Huber, *Die Universität München – Ein Bericht über den Fortbestand nach 1945*, in: Friedrich Prinz (Hg.), *Trümmerzeit in München. Kultur und Gesellschaft einer deutschen Großstadt im Aufbruch 1945–49*, München 1984, 156–160, hier 157.

2 Immer noch grundlegend Lutz Niethammer, *Die Mitläuferfabrik. Die Entnazifizierung am Beispiel Bayerns*, Bonn/Berlin 1982. Weiter für vieles Klaus Henke/Hans Woller (Hgg.), *Politische Säuberung in Westeuropa. Die Abrechnung mit Faschismus und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg*, München 1991 und Cornelia Rauh-Kühne, *Wer spät kam, den belohnte das Leben: Entnazifizierung im Kalten Krieg*, in: Detlef Junker u. a. (Hgg.), *Die USA und Deutschland im Zeitalter des Kalten Krieges 1945–1990. Ein Handbuch*, Bd. 1, Stuttgart/München 2001, 112–123.

3 Eckhard Siepmann/Irene Lusk/Jürgen Hofreiter (Hgg.), *Bikini. Die fünfziger Jahre. Kalter Krieg und Capri-Sonne. Fotos – Texte – Comics – Analysen*, Berlin 1981.

ren wieder entlassen, profilierte sich im Verlagsgeschäft sowie in der Unternehmensberatung und avancierte bald zu einem gefragten Marketing-Experten der jungen Bundesrepublik.⁴ Weitere Beispiele ließen sich anführen.⁵ Sie alle waren Profiteure der sog. »Vergangenheitspolitik« der frühen Bundesrepublik. Norbert Frei hat mit diesem Begriff treffend einen Prozess beschrieben, der ein ganzes Bündel von überwiegend staatlichen Amnestie- und Reintegrationsmaßnahmen umfasste, die nicht nur dem Millionenheer der Mitläufer, sondern auch verurteilten Tätern die Wiedererlangung ihrer sozialen und beruflichen Stellung und damit die Wiedereingliederung in den neuen bundesrepublikanischen Staat ermöglichten. Träger dieser »Vergangenheitspolitik« waren Parteien und Verbände, die sich dabei auf einen breiten Konsens in der Nachkriegsgesellschaft stützen konnten.⁶ Eine wichtige Rolle spielten hier offizielle und inoffizielle Netzwerke, die sehr erfolgreich die jeweiligen Interessen durchzusetzen verstanden.⁷ Für den Bereich der Universitäten ist dieses Phänomen, als spezifische »akademische Vergangenheitspolitik«, erst in jüngster Zeit von Bernd Weisbrod in den Blick genommen worden.⁸ Hier spielte der »Verband der nicht-amtierenden (amtsverdrängten) Hochschullehrer« (VNAH) eine wichtige Rolle, in dem sich die wegen ihrer NS-Vergangenheit entlassenen Hochschullehrer zusammengeschlossen hatten.⁹ Der vorliegende Beitrag wendet sich diesem Verband unter besonderer Be-

4 Ulrich Herbert, *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, 3. Aufl., Bonn 1996, 444 ff., 491 ff.; Lutz Hachmeister, *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six*, München 1998, 294–315.

5 Dazu Norbert Frei, *Karrieren im Zwielicht. Hitlers Eliten nach 1945*, Frankfurt a. M. / New York 2001.

6 Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der BRD und die NS-Vergangenheit*, München 1996. Frei hat dieses grundlegende Konzept in verschiedenen Veröffentlichungen wiederholt dargestellt und weiterentwickelt. Siehe u. a. Norbert Frei, *Amnestiepolitik in den Bonner Anfangsjahren. Die Westdeutschen und die NS-Vergangenheit*, in: *Kritische Justiz* 29 (1996) 484–494; ders., *Vergangenheitspolitik in den fünfziger Jahren*, in: Wilfried Loth / Bernd-A. Rusinek (Hgg.), *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft*, Frankfurt a. M. 1998, 79–92. Zuletzt Frei, *Hitlers Eliten nach 1945*, 303–335.

7 Zwei Beispiele mögen genügen: Um ehemaligen Gestapo-Mitarbeitern Hilfe bei rechtlichen Fragen der Wiedereinstellung zu bieten, hatte der ehemalige SS-Standartenführer Best eine »Kameradenhilfe« gegründet. Frühere Waffen-SS-Angehörige gründeten für ihre berufliche und gesellschaftliche Reintegration die »Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit«. Siehe Herbert (wie Anm. 4) 491 f.; Gerhard Paul, *Zwischen Selbstmord, Illegalität und neuer Karriere. Ehemalige Gestapo-Bedienstete im Nachkriegsdeutschland*, in: Gerhard Paul / Klaus-Michael Mallmann (Hgg.), *Die Gestapo – Mythos und Realität*, Darmstadt 1995, 529–547.

8 Vgl. dazu den Sammelband von Bernd Weisbrod (Hg.), *Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit*, Göttingen 2002.

9 Der VNAH ist lange Zeit übersehen worden. Eine Ausnahme stellt diese Untersuchung dar: Ludwig Elm, *Hochschule und Neofaschismus. Zeitgeschichtliche Studien zur Hochschulpolitik in der BRD*, Berlin (Ost) 1972, bes. 23–41. Ein früher Hinweis findet sich zudem bei Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1993 [zuerst 1989], 126. Im Rahmen ihrer Studie über die Remigration von Wissenschaftlern an der Göttinger Universität hat Anikó Szabó, *Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des National-*

PERSONENREGISTER

- Adams, Roger 351
 Adenauer, Konrad 177, 178
 Aicher-Scholl, Inge 415
 Altheim, Franz 430, 474
 Amira, Karl von 508
 Arco-Valley, Graf Anton von 15
 Arendt, Hannah 419, 468, 478, 481, 497
 Aschoff, Ludwig 75, 76, 79, 82, 85, 91, 100, 101, 103, 106, 120, 122
 Bachhammer, Hans 74
 Bachhofer, Ludwig 146
 Baeumler, Alfred 425, 426, 431, 444, 462, 495
 Baeyer, Adolf von 341
 Bahls, Günther 584
 Baier, Walther 289
 Bantele, Georg 589, 590, 592, 593, 607
 Bauch, Kurt 190
 Bauer, Heinrich 323
 Baumgarten, Otto 435
 Bayern, Albrecht von 516
 Bayern, Luitpold von 74
 Bayern, Rupprecht von 516
 Bechert, Karl 532
 Beck, Matthias 90, 96
 Bengtson, Hermann 429
 Bergdolt, Ernst 303, 312, 318
 Bernhauer, Konrad 374, 377
 Berve, Helmut 429, 430, 474
 Bestelmeyer, German 177
 Beyschlag, Rudolf 32, 42
 Bichat, Francois Xavier 94
 Binding, Rudolf G. 55
 Bing, Richard 107
 Bismarck, Otto von 100
 Bittner, Ludwig 241
 Bittner, Rudolf 230
 Bleeker, Bernhard 94
 Bleyer, Benno 374
 Blome, Kurt 117, 118
 Blomeyer, Karl 538, 539
 Blücher, Heinrich 479
 Blumenthal, Ferdinand 112
 Bode, Wilhelm von 153, 177, 189
 Boehm, Max Hildebert 573, 577
 Boehringer, Albert 348, 354, 355, 356
 Boehringer, Ernst 348, 356
 Boepple, Ernst 335, 395
 Bollinger, Otto von 70, 72, 74
 Bopp, Franz 430, 445, 466
 Borchardt, Hans Heinrich 51, 59
 Borger, Gustav 90, 96, 98, 99, 102, 104, 105, 108, 114, 122, 127, 128
 Born, Max 350
 Borst, Ferdinand 72
 Borst, Hans Georg 68, 90
 Borst, Lucrezia, geb. Wimmer 76
 Borst, Maria Margarete 90
 Borst, Max 63–132, 317
 Böß, Heinz 514
 Bothmer, Karl Graf von 21, 22, 24, 25, 28, 32, 33, 35, 36, 37, 38, 39, 44
 Bouhler, Philipp 259
 Brecht, Walter 56, 57, 514
 Brehmer, Wilhelm von 116
 Brinckmann, Albert Erich 186, 189
 Bruckmann, Alfred 516
 Brudny, Wolfgang 560
 Bruhns, Leopold 190, 197
 Brüning, Wilhelm 104, 107
 Buchheit, Hans 189
 Buchner, Ernst 174, 189, 191
 Büchner, Franz 103, 122
 Buchner, Max 253, 255, 401, 402
 Buhl, Ludwig von 68–70, 74, 94
 Buhmann, Karl 504
 Bumke, Oswald 104
 Burck, Erich 467, 492, 493, 494
 Burgdörfer, Friedrich 220
 Buschor, Ernst 256
 Busse-Grawitz, Paul 114, 115
 Buttman, Rudolf 210, 224
 Butz, Hans 294
 Carossa, Hans 55
 Chamberlain, Houston Steward 390, 391
 Chanler, Stuyvesant 382, 384
 Churchill, Edward D. 92
 Clay, Lucius D. 522, 538, 540, 546, 547, 554
 Clemen, Paul 189
 Clusius, Klaus 346, 547
 Cohnheim, Julius 87
 Cossmann, Paul Nikolaus 25, 26, 29, 44, 45, 395
 Crämer, Ulrich 244, 259, 599, 605, 606, 608
 Cysarz, Herbert 57, 392, 401, 402, 403, 408, 599, 600, 601, 604, 605, 606, 608
 Dammann, Bruno 112
 Dane, Elisabeth 365
 David, Mirjam 341
 Dehio, Georg 177, 189
 Demoll, Reinhard 296
 Dessoir, Max 189
 Dicker, Hermann 238, 239
 Diepgen, Paul 100
 Dilthey, Wilhelm 49
 Dirlmeier, Franz 409, 429, 431, 434, 435, 437, 440, 444, 446, 447
 Dirr, Adolf 26, 27
 Döderlein, Albert 98
 Döderlein, Gustav 98
 Dohm, Christian Wilhelm von 240

AUTORENVERZEICHNIS

Babaryka, Gregor, Dr. med., Facharzt für Pathologie, wissenschaftlicher Assistent am Institut für Pathologie der Universität München, Thalkirchner Straße 36, 80337 München
gregor.babaryka@med.uni-muenchen.de

Englhart, Andreas, Priv.-Doz., Dr. phil., wiss. Angestellter am Institut für Theaterwissenschaft, Schellingstr. 9, 80799 München
andreas.englhart@lrz.uni-muenchen.de

Fuhrmeister, Christian, Dr. phil., Projektreferent, Zentralinstitut für Kunstgeschichte, Meiserstr. 10, 80333 München
c.fuhrmeister@zikg.eu

Goebel (geb. Weidenhöfer), Veronika, Dr. med. vet., wiss. Mitarbeiterin am Institut für Paläoanatomie und Geschichte der Tiermedizin, Kaulbachstr. 37/III, 80539 München
veronika.goebel@palaeo.vetmed.uni-muenchen.de

Huber, Wolfgang, Prof. Dr., Mathildenstraße 31, 45130 Essen
eundw.huber@t-online.de

Jedlitschka, Karsten, Dr. phil., Referatsleiter Grundsatz und stellv. Abteilungsleiter Archiv bei der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Berlin
karsten.jedlitschka@bstu.bund.de

von Papen-Bodek, Patricia, Ph.D., Historikerin
gut-von-papen@t-online.de

Plöckinger, Othmar, Dr. phil., Germanist, Historiker, Slavi-Soucek-Str. 14/2, A-5026 Salzburg
o.ploeckinger@aon.at

Schott, Gerhard, Dr. phil., Bibliotheksdirektor und Leiter der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek München a.D., Tristanstraße 18, 82110 Germering

Schreiber, Maximilian, Dr. phil., Historiker, Anwärter für den Höheren Bibliotheksdienst in Bayern, Birkenweg 17, 83122 Samerberg
mschreiber@historische-projekte.de

Stöppel, Daniela, Dr. phil., wiss. Assistentin, Institut für Kunstgeschichte der Universität München, Zentnerstraße 31, 80798 München
daniela.stoeppel@lrz.uni-muenchen.de

Vaupel, Elisabeth, Dipl.-Chem., Dr. rer. nat., Professorin für Chemiegeschichte an der Universität Stuttgart, wiss. Mitarbeiterin im Forschungsinstitut des Deutschen Museums, Deutsches Museum, Forschungsinstitut, 80306 München
e.vaupel@deutsches-museum.de

Wiecki, Stefan, M.A., Historiker, Lecturer am Wellesley College, 110 Central St, Apt 21, Wellesley, MA 02481, USA
swiecki@wellesley.edu

Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München

für das Universitätsarchiv herausgegeben von Hans-Michael Körner

- Band 4: Elisabeth Kraus (Hrsg.): **Die Universität München im Dritten Reich** · Aufsätze. Teil II
2008 · 624 Seiten · ISBN 978-3-8316-0726-6 (Broschur); ISBN 978-3-8316-0727-3
(Hardcover)
- Band 3: Maximilian Schreiber: **Walther Wüst** · Dekan und Rektor der Universität München 1935–
1945
2008 · 400 Seiten · ISBN 978-3-8316-0676-4
- Band 2: Stefanie Harrecker: **Degradierte Doktoren** · Die Aberkennung der Doktorwürde an der
Ludwig-Maximilians-Universität München während der Zeit des Nationalsozialismus
2007 · 410 Seiten · ISBN 978-3-8316-0691-7
- Band 1: Elisabeth Kraus (Hrsg.): **Die Universität München im Dritten Reich** · Aufsätze. Teil I
2006 · 672 Seiten · ISBN 978-3-8316-0639-9 (Broschur); ISBN 978-3-8316-0640-5
(Hardcover)

Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Verlag:

Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 · info@utzverlag.de

Gesamtverzeichnis unter: www.utzverlag.de